

Das Werk



Arbeitsdienst.

Holzchnitt von Friedrich Rasmus.

Monatsschrift der „Bereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVII. Jahrg.

Düsseldorf



März 1937

Heft 3

Das Werk

XVII. Jahrg.

Düsseldorf, März 1937

Heft 3

In allen Dingen, womit der Mensch sich befaßt, liegt die unerläßlichste Schönheit darin, daß er fertig zu werden weiß.

Mancher Mensch ängstigt sich vergebens ab; er kann nicht den richtigen Handgriff wegkriegen, er ist kein Meister, sondern ein unglücklicher Pfuscher und Stümper, wenn er nicht weiß, wann er fertig ist. Absolute Vollkommenheit ist einmal unerreichbar; kein Zimmermann machte jemals einen mathematisch ganz genauen rechten Winkel; und dennoch wissen alle Zimmerleute, wenn er recht genug ist, und hämmern nicht noch lange daran herum. Wer sich zuviel Mühe gibt, verrät ebenso einen krankhaften Geist wie der, welcher sich zuwenig Mühe gibt. Der gewandte Mann von gesundem Geiste wird sich bemühen, auf jedes Geschäft annähernd so viel Mühe zu verwenden, als es verdient, und es dann ohne Gewissensbisse ruhen lassen.

Thomas Carlyle.

Warte den Ausgang ab!

Gedanken von Thomas Carlyle.

Es ist ein hoher, feierlicher, fast schauerlicher Gedanke für jeden einzelnen Menschen, daß sein irdischer Einfluß, der einen Anfang gehabt hat, niemals, und wäre er der Allgeringste unter uns, durch alle Jahrhunderte hindurch ein Ende haben wird! Was geschehen ist, ist geschehen, hat sich schon mit dem grenzenlosen, ewig lebenden, ewig tätigen Universum verschmolzen und wirkt hier zum Guten oder zum Schlimmen öffentlich oder heimlich durch alle Zeiten hindurch.

Das Leben eines jeden Menschen ist der Quelle eines Stromes zu vergleichen, dessen kleine Anfänge in der Tat allen klar sind, dessen ferneren Lauf und Bestimmung aber, wenn er sich durch die weiten Flächen unendlicher Jahre schlängelt, nur der Allwissende unterscheiden kann. Wird er sich mit benachbarten Flüssen, diese vergrößernd, mischen oder sie in sich aufnehmen? Wird er ein namenloser Bach bleiben und mit seinen seichten Wellen unter Millionen anderer Bäche und Flüsse die Fluten irgendeines Weltflusses vermehren? Oder soll er ein Rhein oder eine Donau werden, deren Flut eine ewige Grenzlinie auf dem Erdball selbst ist, das Bollwerk und die Heerstraße ganzer Königreiche und Kontinente? Wir wissen es nicht; in allen diesen Fällen wissen wir bloß, daß sein Weg nach dem großen Ozean führt; seine Wasser, und wären sie nur eine Handvoll, sind da und können weder vernichtet noch auf die Dauer zurückgehalten werden.

Das letzte Evangelium in dieser Welt ist: Kenne deine Arbeit und tue sie!

Wahrlich, es gibt nichts Totes in diesem Weltall; was wir tot nennen, ist nur verändert, seine Kräfte wirken in entgegengesetzter Weise. „Das Blatt, das faulend im feuchten Winde liegt“, hat jemand gesagt, „hat noch Kraft; wie könnte es sonst verfaulen?“ Unser ganzes Weltall ist ein unendlicher Komplex von Kräften, tausendfältigen, aufwärts von der Schwerkraft bis zum Gedanken und Willen; des Menschen Freiheit umgeben von der Naturnotwendigkeit: in all dem schlummert nichts auch nur für einen Augenblick; alles ist immer wach und geschäftig. Nirgendwo wirst du ein Ding in einsamer Untätigkeit finden, von den seit der Schöpfung langsam zerfallenden Granitbergen bis zu der zergehenden Rauchwolke, dem lebenden Menschen; bis zur Tat, bis zum Worte des Menschen. Wir wissen, daß das gesprochene Wort unwiderruflich ist; nicht weniger, sondern mehr ist das aber die geschehene Tat. „Die Götter selbst“, sagt Pindar, „können die vollbrachte Tat nicht vernichten.“ Nein, das einmal Geschehene ist für immer geschehen, hineingeworfen in die endlose Zeit und muß, gleichviel, ob es lange sichtbar bleibt oder bald verborgen wird, ewig wirken und wachsen als ein unzerstörbares, neues Element in der Unendlichkeit der Dinge. Ja, was ist diese Unendlichkeit der Dinge, die wir Weltall nennen, anders als eine Tat, eine Gesamtsumme von Handlungen und Wirksamkeiten? Die lebende fertige Gesamtsumme dieser drei — die keine Berechnung zusammenzählen und auf ihre Tafeln bringen kann — ist sichtbar geschrieben: Alles, was geschehen ist, alles, was geschieht, alles, was geschehen wird. Verstehe es recht, das Ding, welches du siehst, ist eine Tat, das Ergebnis und der Ausdruck angestrebter Kraft: das All der Dinge ist eine unendliche Konjugation des Zeitworts tun. Ein uferloses Quellenmeer von Kraft, von Macht zu wirken, in welchem die Kraft wallt und kreist, in vielen harmonischen Strömen wogend; weit wie die Unermesslichkeit, tief wie die Ewigkeit, schön und schrecklich und unbegreiflich: das ist's, was der Mensch Dasein und Weltall nennt, dies tausendfarbige Flammenbild, das zugleich verhüllt und offenbart, der Widerschein

— den sein armes Hirn und Herz nicht fassen kann — eines Unnennbaren, der in einem Lichte wohnt, da niemand zukommen kann. Über dem glänzenden Wandel der Sterne, vor dem Anfang der Tage wogt und wallt es um dich — ja, du selbst gehörst hinein auf den Punkt des Raumes, auf welchem du jetzt stehst in diesem Augenblick, den deine Uhr anzeigt.

Ein begabter Mann kann zu keiner Periode der Weltgeschichte geboren werden, wo er nicht genug zu tun fände; er kann unter keinen Umständen in das Leben eintreten, ohne daß es Widersprüche zu versöhnen gäbe und ohne daß Schwierigkeiten vorhanden wären, zu deren Befiegung seine ganze Kraft erforderlich ist, wenn sie überhaupt hinreicht. Überall steht die menschliche Seele zwischen dem Reiche des Lichts und dem Reiche der Finsternis, an den Grenzen zweier ewig feindlichen Gebiete, der Notwendigkeit und des freien Willens.

Der Mensch ist geboren, um zu kämpfen, und man definiert ihn vielleicht am besten als einen geborenen Krieger und sein Leben als eine Schlacht und einen Marsch unter dem rechten Feldherrn. Der Mensch hat fortwährend zu kämpfen, bald mit Notwendigkeit, mit Unfruchtbarkeit, mit Mangel, mit Sümpfen, mit unbegänglichen Wäldern, mit ungekämmtter Baumwolle — bald auch mit den Verblendungen seiner armen Mitmenschen. Trügerische Visionen steigen in dem Kopfe meines armen Mitmenschen auf und veranlassen ihn, Rechte über mich zu beanspruchen, die ihm nicht gebühren. Aller Kampf ist das Ringen von Kräften, von welchen jede sich für die stärkste oder, mit anderen Worten, für die gerechteste hält — von Mächten, welche, wenn es um und um kommt, wie dies in diesem gerechten Weltall stets der Fall sein wird, Rechte bedeuten. Im Kampfe fliegt der vergängliche Teil derselben, nachdem er hinreichend geschlagen worden, in Staub empor, und wenn dieser Prozeß vorüber ist, kommt das Unvergängliche, das Wahre und Richtige zum Vorschein.

Auch dein Schlachtfeld ist groß. Recht betrachtet, ist es eine Art Quintessenz von Arbeit in ihrer äußersten Konzentration, die Bedeutung von Jahren in eine einzige Stunde zusammengedrängt. Auch hier mußt du stark sein — und nicht bloß von Muskeln, wenn du den Sieg erringen willst. Hier mußt du auch stark sein von Herzen und edel von Seele; du darfst weder Schmerz noch Tod fürchten, du darfst nicht Ruhe oder Leben lieben; im Jorne sollst du des Erbarmens und der Gerechtigkeit eingedenk sein; — du sollst ein Ritter und nicht ein Indianer sein, wenn du den Sieg erringen willst! Dies ist das Gesetz aller Kämpfe, gegen verblendete Mitmenschen sowohl wie gegen ungekämmtte Baumwolle oder was für Kämpfe es immer sein mögen, die ein Mensch in dieser Welt zu bestehen hat.

Die ganze Zukunft zu formen, ist nicht unsere Aufgabe, sondern nur treulich und in Uebereinstimmung mit schon bekannten Regeln einen kleinen Teil davon zu formen. Es ist vielleicht für jeden von uns, der mit gebührendem Ernste forschen will, möglich, klar zu ermitteln, was er für seinen Teil zu tun hat. Dies möge er mit wahren Herzen tun und fortfahren zu tun. Der allgemeine Ausgang hängt, wie dies von jeher der Fall gewesen, von einer höheren Intelligenz ab als der unseren.

Warte den Ausgang ab! In allen Kämpfen, wenn du den Ausgang abwartest, hat jeder Kämpfer so viel errungen, als ihm seinem Rechte nach zukam. Es ist vielleicht für jeden von uns, der mit gebührendem Ernste forschen will, möglich, klar zu ermitteln, was er für seinen Teil zu tun hat. Dies möge er mit wahren Herzen tun und fortfahren zu tun. Der allgemeine Ausgang hängt, wie dies von jeher der Fall gewesen, von einer höheren Intelligenz ab als der unseren.

Vom Geist des Erfindens.

Vortrag,
gehalten vor der
Hauptversammlung
des
Vereins deutscher
Eisenhüttenleute
von
Professor Dr.
Erich Rothacker
Bonn.
(Gefürzt*.)



Arbeitsdienst.

Holzchnitt von Friedrich Rasmus.

Es ist im Laufe von Jahrhunderten oft ausgesprochen worden, daß das eigentliche Studium der Menschheit der Mensch sei. Dennoch ist das Wesen des Menschen längst nicht mit der Vielseitigkeit und Gründlichkeit erforscht worden wie manche andere Gebiete. Das hängt damit zusammen, daß das uns Nächste, das Gewohnte und anscheinend Selbstverständliche sich am leichtesten dem forschenden Blick verbirgt. Das Selbstverständliche ist gerade nicht selbstverständlich. In ihm liegen die eigentlichen Rätsel verborgen. In diesem Sinne sollen einige Wesenszüge des Menschen aufgeklärt werden, die an dem Leitgedanken zu entwickeln sind, das Wesen des Menschen sei geradezu in seinem Kernpunkte bezeichnet, wenn wir ihn von seiner Fähigkeit, zu entdecken und zu erfinden, her betrachten. Das Wesen der Erfindung und das Wesen des Menschen vermögen sich wechselseitig aufzuhellen.

Wenn wir verstehen wollen, warum das Wesen des Men-

* Die ungefürzte Fassung des Vortrages ist enthalten in Heft 1/1937 von „Stahl und Eisen“, Zeitschrift des Vereins deutscher Eisenhüttenleute.

schen mit dem Wesen des Erfindens so eng verknüpft ist, müssen wir ausgehen von der kosmischen Bedrohtheit, in der sich alles Leben unweigerlich befindet, selbst da, wo es friedlich zu blühen scheint. Drücken wir das nüchtern-biologisch aus, so ist es das Eingeschlossensein alles Lebendigen in einen eng begrenzten Bereich von Daseinsbedingungen. Pflanze, Tier und Mensch, der als einziges Lebewesen vom Tode weiß, sind eingelassen sozusagen in die Zwischenräume, in begrenzte Spielräume eines Stoffes, der nicht ihres Wesens ist, insofern nämlich, als er Vernichtung birgt. Sie sind eingeschlossen in ein Medium, dessen Möglichkeiten und Gelegenheiten das Leben allerdings in immer anderen Daseinsformen mit unerhörte schlauer Berechnung auszunutzen vermag. Hier kann man wahrlich sagen, daß in unseres Vaters Hause viele Wohnungen sind. Wie meisterlich nutzen Vögel und Insekten die Luft, Wassertiere die Bedingungen des Wassers, die im Wasser schweben bleibt, geradezu ins Maul fließt. Wie meisterlich

mußt das kleine Insekt den Waldboden oder die Borke, wie ruhig bewegt der Fisch seine Kiemen, wie leicht schwebt die Motte, aber — nur eine geringe Änderung der chemischen Zusammensetzung des Mediums, seines mechanischen Druckes, seiner Temperatur, seines Feuchtigkeitsgehaltes usw., und alles erstirbt, verbrennt, verdurstet, verhungert, verdorrt, verblutet usw. je nach Auswahl. Eine kleine Verringerung des Lebensraumes, und wir fühlen uns in tödlicher Gefangenschaft. Der Zeitraum ist sowieso knapp gemessen, die Sanduhr läuft ab, die Feder der Lebenskräfte ist gesprungen, der Körper verbraucht, wir erlöschen. Ganze Tierreiche haben so ein Schicksal gefunden, das man sich am leichtesten versinnbildlicht an dem Schicksal des Fisches in einem austrocknenden Meer.

Thomas Carlyle, der Schüler Fichtes, als erster Philosoph der Arbeit heute besonders zeitnah, dessen Lebensgefühl tief aufgemöhlt war durch die gewaltigen gesellschaftlichen Zusammenbrüche und Wandlungen, die er im Gefolge der Französischen Revolution erlebt hatte, hat gelegentlich ein Bild entworfen, das geeignet ist, diese Bedingtheit alles Lebens und die Lage des Menschen zumal hell zu beleuchten. Er sagt, der Mensch habe sich ins Chaos ein paar Pfeiler gerammt, und zwischen diesen liege die Welt, in der wir uns bewegen.

Die Biologie aber, welche die Umweltforschung seit kurzem zu einer ganz neuen Wissenschaft ausbaut, ist nun überreich an oft geradezu erschütternden Beispielen, welche diese Verfestung des Lebens mit einem Netz fester Bedingungen nun auch in einem weiteren Lichte zeigen: Da gibt es eine Wespenart, die bettet ihre Eier in ein Gehäuse aus Kalk. Die auf diese Weise gut geschützten Larven haben zangenscharfe Beißorgane, mit denen sie, wenn ihre Stunde kommt, den Deckel ihres steinernen Gefängnisses durchbrechen. Nun klebte man, ehe die Larven austrochen, in geringem Abstand über diesen Deckel ein dünnes Papierchen. Der Erfolg war, daß die Larven zwar den harten Kalkdeckel durchschneiden konnten, daß sie hinter dem unvorhergesehenen Papierhäutchen aber verhungerten. — Das ist so recht ein Beispiel für die Lage des Lebens und nicht zuletzt des Menschen. Aber — dieses Beispiel zeigt zugleich etwas Neues. Nämlich dies, daß die Bedingungen, an denen das Leben scheitern kann, nicht immer nur am Gegenspieler Welt liegen, sondern auch beim Leben selbst. Wie leicht könnten die Wespen aus ihrem Gefängnis heraus, wenn sie zu etwas imstande wären, was sich hier so recht als Sinnbild der Freiheit entpuppt, nämlich — zu erfinden!

Schon unser Klassiker Herder hat hier tiefe Blicke in den Bau des Menschen getan, der vor allen Lebewesen durch die unbestimmtesten und darum plastischsten Anlagen ausgezeichnet ist. Das Tier und zumal der instinktreichste Stamm der Tierwelt, das Insektenreich, ist durch seine Organe und die sie lenkenden Instinkte in seine Umwelt hineingepaßt wie ein Rad in eine Maschine. So ein Rad kann sich nur in einer ganz bestimmten, streng festgelegten Weise bewegen, und darin kann es schlechthin vollkommen sein. Wie aber schon bei den Wirbeltieren und besonders beim Menschen die Gelenke oft durch eine Eigenart gekennzeichnet sind, für die erst kürzlich ein hervorragender Orthopäde den Begriff „zwang-locker“ vorschlug, das heißt durch eine, mechanisch betrachtet, geradezu bedenkliche Wackeligkeit und Lockerheit, so ist der Mensch ganz allgemein das Lebewesen mit den unbestimmtesten, darum aber auch formbarsten Anlagen. Gerade unsere Hand, so oft als ein Wunder der Vollkommenheit gepriesen, wird von neueren Biologen gern als biologisch besonders „primitiv“ und urtümlich gekennzeichnet; das heißt sie ist weniger mechanisch vollkommen, als vollkommen durch ihre mit dem aufrechten Gang ermöglichte Freiheit der Verwendbarkeit. Aber diese Freiheit wäre geradezu ein Abgrund, wenn dies unbe-

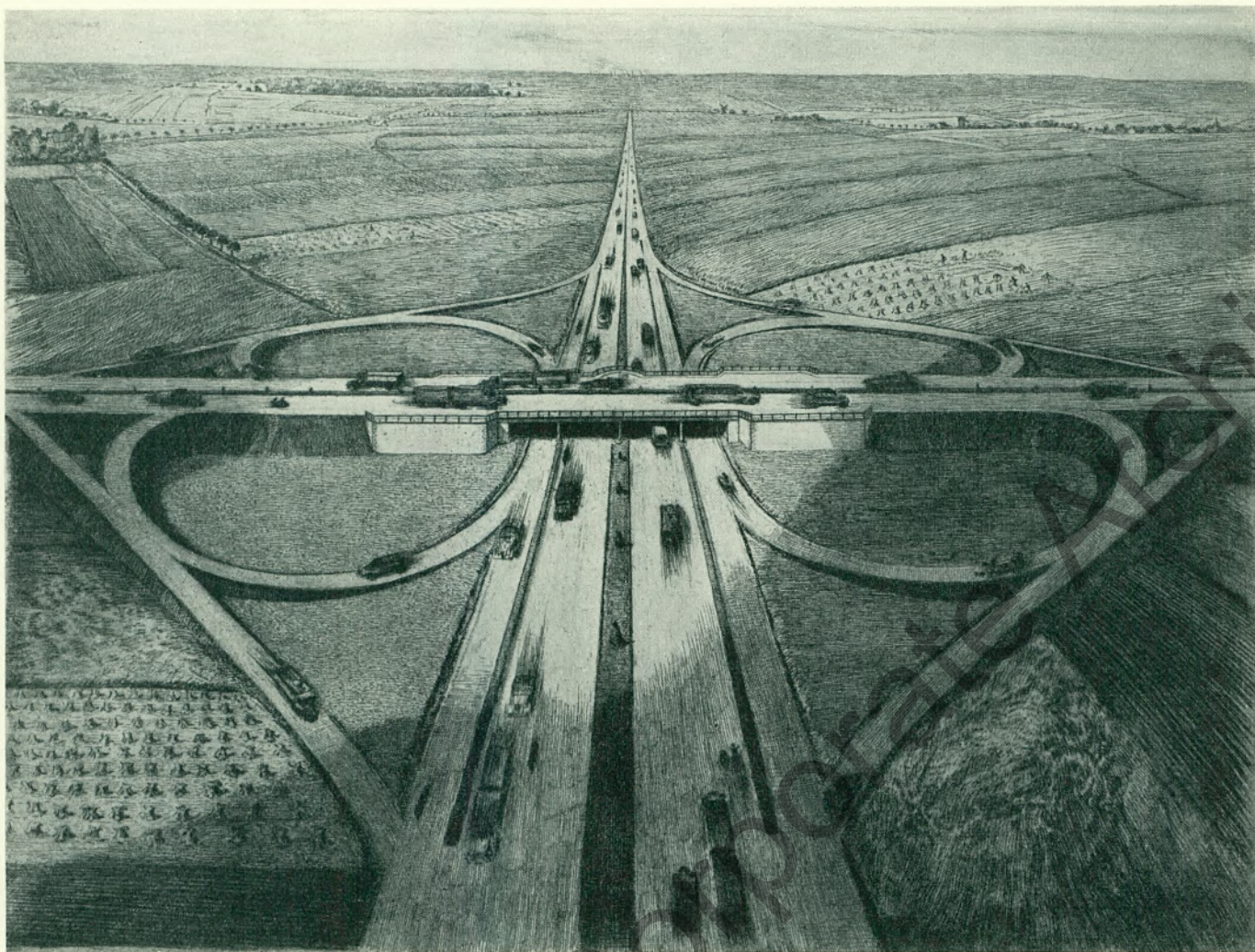
stimmte Organ nicht beseelt wäre durch etwas, was man bildhaft ein inneres Organ nennen könnte, nämlich das, was den Inhalt unseres Vortrages bildet: die schöpferische Einbildungskraft oder den Geist des Erfindens. Denn genau mit dem Zurücktreten der durch angeborene Mechanismen und Instinkte festgelegten Lösungen der Lebensaufgaben wächst in der Wirbeltierreihe stoßweise eine zweite Abart seelischer Fähigkeiten heran, nämlich das Vermögen, auch ungewohnte Lebenslagen durch Kunstgriffe zu bewältigen, die weder angeboren noch etwa durch Erproben und Üben erlernt sind. Ob man nun mit der jüngsten Tierpsychologie diese heute versuchsmäßig völlig neu durchforschte seelische Stufe — besser sagt man aber statt Stufe diesen Ast oder Zweig der seelischen Entwicklung — „Intelligenz“ nennen soll oder lieber „praktische Intuition“ nennen sollte, darüber wollen wir hier nicht streiten. Genug, wir wissen, daß sich das Leben — nämlich in den Fällen, in denen diese Entwicklung gelang — hier fähig zeigt, gerade auch biologisch nicht vorgesehene neuartige Umstände durch Kunstgriffe und weiter durch Benützung von Werkzeugen zu bewältigen, und daß diese Entwicklung sich zur menschlichen Fähigkeit steigert, diese Werkzeuge sogar herzustellen. Kann man die Organe am Körper angewachsene Werkzeuge nennen, so wird jetzt die bewegliche und vielseitige Bliederung des menschlichen Körpers fähig, die angewachsenen Werkzeuge durch frei handhabbare, das heißt echte Werkzeuge zu ergänzen und zu ersetzen, das heißt zu erfinden.

So nähern wir uns einem Urschema des lebendigen Verhaltens überhaupt, das vom Einfachsten bis zu den verwickelteren Spätformen reicht, und können sagen: Lebenserhaltung und Lebensentfaltung ist die schöpferische Bewältigung von Lebenslagen durch fruchtbare „Einfälle“. Aus der Bedrängnis der Lebenslagen erwächst besonders in der Wirbeltierreihe die geheimnisvolle schöpferische Gabe des rettenden Einfalles, von unentwickelten bis zu den verwickeltesten Formen. Und mit diesem neuen Mittel der Lebensbewältigung gerät die Entwicklung des Lebens selbst in ein Bewegungstempo, das man sich verständlich machen kann, wenn man überlegt, wie auch sonst die Heranziehung eines neuen Verbündeten einen Auftrieb zu beschleunigen vermag. Es ist, wie wenn man einen fest auf seinen Beinen stehenden Fußsoldaten plötzlich auf ein Pferd setzt. Das Pferd ist hier der Verstand mit seiner gewaltigen Unruhe. Mit der Festigkeit des Stehens ist es zunächst aus, aber eine neue Bewegungsmöglichkeit entsteht. Aus der Fähigkeit zur Lebenserhaltung wird ein sich mehr und mehr verstärkender Drang zu immer weiterer Lebenssteigerung.

Doch zunächst noch einmal zurück zu dem Urschema des Lebens überhaupt: Bewältigung einer Lage durch einen schöpferischen Einfall.

Man ist zwangsweise getrennt von einem heißbegehrten Gegenstand, doch da liegt ein Stock; man ergreift ihn, und jetzt kann man den begehrten Gegenstand zu sich heranziehen. Dies und mehr leisten, wie wir heute durch Versuche genau überschauen können, auch bereits besonders intelligente Tierarten. Ein glücklicher Einfall, dessen Gesichtsausdruck — das sogenannte Aha!-Erlebnis — man auch bei Tieren kinematographisch festhalten kann, hat die Spannung der Lage gelöst.

So gewaltig nun der Mensch über solche Leistungen hinausgeht, das Urschema bleibt daselbe: Die Industrie verbraucht einen Rohstoff, dessen Erzeugnisse jahrzehntelang gewaltige Abfälle hinterlassen; mit einemmal verwandelt sich durch einen schöpferischen Einfall der Abfall in einen wichtigen Werkstoff weiterer Verarbeitung. Petroleum kannte man längst. Wenn das keine Sage ist, war Rockefellers Vater ein wandernder Kurpfuscher, der mit Petroleum Krankheiten behandelte. Mit einemmal verwandelt sich, dank einem schöpferischen Einfall, diese so bescheiden benutzte Flüssigkeit in eine der Grundlagen der heutigen Wirtschaft, Kriegführung usw.



Die „Kleeblatt“-Kreuzung, eine Erfindung des siebzehnjährigen Schlossers Willy Carbach.
 Schon im Jahre 1927 erfand der damals siebzehnjährige Schlosser Willy Carbach das „Straßenkleeblatt“ und damit die Ideallösung für Straßenkreuzungen, die zum ersten Male praktische Anwendung bei der Reichsautobahn fand.
 Die obige Radierung von Alfred Frank zeigt den Schnittpunkt der Reichsautobahnstrecken Berlin-München und Halle-Leipzig.

Jahrelang kann ein Wissenschaftler oder Techniker über die Lösung einer bestimmten Aufgabe ohne Erfolg nachgrübeln und sinnieren. Mit einemmal kann aber seinem endlich ausreichend vorbereiteten Gehirn im glücklichen Augenblick, im Halbschlaf, auf einem Spaziergang, die Lösung aufdämmern usw. in immer weiteren Vervollkommnungen. Jeder der kleinen Schritte, in denen sich vollendete Lösungen solcher Fragen herauszukristallisieren pflegen, besteht aus solchen schöpferischen Einfällen, in denen sich Lebensspannungen lösen, wobei eine genauere Analyse dessen, was ich hier Lage, Lebenslage nenne, leicht zeigen könnte, daß das innere Bedürfnis, der Wunsch, die innere Spannung ebenso zu der schöpferisch zu bewältigenden Gesamtlage gehört wie die äußere Lage.

Handeln heißt also erfinderisch sein, heißt, jeder Lage durch einen erfinderischen Einfall begegnen. Das ist der wesentliche Keim, der sich in den großen konstruktiven Erfindungen, die Vervollkommnungen des Werkzeugs sind, nur ausdehnt.

So viel zu dem Versuch, unrißhaft dem Erfinden seinen Ort im menschlichen Tun und Leben anzuweisen. Dem Bilde des sich dabei abspielenden Vorganges würde aber eine gewisse Särbung und Zuspitzung fehlen, wenn man nicht auch noch etwas anderes berücksichtigte: Es ist ein verbreiteter, aber vollkommener Irrtum, zu glauben, wir brauchen nur die Sinne zu öffnen, um nun die ganze Wirklichkeit, von der wir umschlossen sind und die das einschließt, was man unsere Lebenslage nennen muß, auch bereits wahrzunehmen. Tat-

sächlich sind wir im Gegenteil weit davon entfernt, von Natur aus die uns umgebende Welt auch wirklich zu gewahren. Da ist zunächst einmal die Zahl unserer Sinne beschränkt, und noch mehr hat deren Aufnahmefähigkeit ganz bestimmte Grenzen und Schwellen. Es ist eine sehr eng umgrenzte Zahl von physischen Schwingungen, für die z. B. unser Auge und Ohr zugänglich sind. Unser Geruchsvermögen zum Beispiel steht bekanntlich weit hinter dem eines Hundes zurück, hinter dem einer Ameise aber erst recht. Denn diese Tiere sind offenbar imstande, nicht nur feinere Geruchsqualitäten als wir wahrzunehmen, sondern sie können sie auch genau örtlich bestimmen. Die Folge ist, daß die Umwelten, in denen sich die verschiedenen Tierarten auf Grund ihrer Sinneserlebnisse bewegen, außerordentlich verschieden aussehen müssen. Dies beruht einmal auf der ganz verschiedenen Auswahl, in denen ihnen die verschiedenen Sinne die erlebten Qualitäten der Welt vermitteln, dann auf der mehr oder weniger feinen Unterscheidung der tatsächlichen Eindrücke, die ihnen die verschiedenen Sinne dank ihrer artverschiedenen Schärfe und Feinheit aus dem Wirklichkeitsstoff herauszuschneiden.

Dieses Anteilnehmen oder naive Beachtensverfinden (über das noch viel zu sagen wäre) hat nun aber in der menschlichen Welt erst recht seine Folgen und Wirkungen. Man kann sie sich vielleicht am einfachsten klarmachen, wenn man überlegt, wie sehr verschieden etwa ein Abschnittskommandeur im Gefecht oder ein Maler oder ein Geologe oder ein Stein-

bruchunternehmer oder ein Forstmann im praktischen Leben denselben Hügel anzusehen pflegen. Alle fünf könnten grundsätzlich dasselbe sehen, aber sie tun's nicht; denn ihre Hinsichten, ihre Gesichtspunkte, ihre Blickrichtungen sind sehr verschieden. Es ist wohl ohne große Erläuterungen verständlich, wenn ich sage: Diese Blickrichtungen, zu denen noch jeweils eine jahrelange Fachschulung hinzukommt, artikulieren jeweils ihre Welt ganz verschieden. Jeder der fünf wird vieles sehen, was der andere schlechthin gar nicht bemerkt, und umgekehrt. Und nun spinnen Sie erst diesen Vergleich aus und machen Sie nach Belieben noch weitere Annahmen, z. B. der Beschauer sei ein Pilger und der Hügel heiße Golgatha. Oder überlegen Sie, daß dieser Hügel doch, physikalisch betrachtet, aus Molekülen, Atomen, Elektronen besteht, woran keiner dieser sechs Beobachter bis jetzt im geringsten gedacht hatte, so wenig wir an etwas Derartiges von unserer Partnerin denken, wenn wir etwa eine Liebeserklärung machen.

Denkt man diesen Gedanken aber folgerichtig durch, dann kommt man zu ganz eigenartigen Ergebnissen: Der Weltstoff, der uns umgibt, kann natürlich durch unsere Gedanken als solcher nicht verändert werden. Das ist die ganz einfache Einsicht, an der all das viele unnötige Gerede über Objektivität der Wissenschaft zerschellt. Wohl aber entdecken wir an den Dingen, zwischen denen wir leben, ganz verschiedene Belange und Bedeutsamkeiten, und zwar offenbar wieder solche, die, wenn wir uns nicht in Täuschungen befinden, zwischen uns und diesen Dingen ebenfalls ganz objektiv bestehen. So leben wir praktisch in sinnlich erlebten Umwelten, die weniger aus Dingen und Vorgängen bestehen als aus uns bedeutsamen und belangvollen Dingen und Vorgängen, und zwar in ganz begrenzten, sich bei den verschiedenen Menschen und menschlichen Gemeinschaften eigenartig überschneidenden Auswahlen. Die Aufgabe, die sich hier aufstut, ist die genaue und unkonstruktive Beschreibung des sogenannten natürlichen Weltbildes, in dem auch der heutige naturwissenschaftlich gebildete Mensch praktisch noch lebt. Die gebogene Grenzlinie zwischen Meer und Land zum Beispiel, die wir Bucht nennen oder natürlichen Hafen, wird — ohne sich stofflich zu ändern — zu dem, was wir in vollem Sinne eine Bucht nennen, genau besehen doch erst, seit die Menschen Schiffe gebaut haben; ein Hohlraum in der Erde wird genau zu dem, was wir im vollen Sinne eine Höhle nennen, doch erst, seit Lebewesen in ihr Unterschlupf finden usw. Genau genommen denken wir, wenn wir von Bergen sprechen, immer eine bestimmte Beziehung mit zur Kürze unserer Beine oder zu unserem Bedürfnis, weg von den Menschen zu kommen, oder frische Luft zu atmen oder unserem Entzücken an dem Umriss gegen den blauen Himmel usw. Für einen Käfer am Fuße dieses Berges bedeutet der Gipfel, der einige Kilometer von ihm entfernt ist, gar nichts, er ist ihm durchaus nicht beachtenswert; für ihn sind kleine Erderhöbungen, die wir nun wieder kaum beachten, Berge genug. In der Umwelt des Käfers, sagt der Zoologe von Uexküll, der diese Gedankengänge besonders geistvoll pflegt, gibt es nur Käferdinge, in der Umwelt der Libelle nur Libellendinge. Wir können dazusehen: in der natürlichen vorwissenschaftlichen Welt des Menschen nur Menschendinge, denn die lebendig erlebten Welterrscheinungen sind, wie ich schon andeutete, offenbar eigentümliche Zwischengebilde von objektivem Weltstoff und subjektiver Bedeutsamkeit. — Nun fehlt nur noch ein Glied unseres Gedankenganges, dann rundet er sich, und wer nachdenkt, wird es selbst finden. Denn nach allem Gefagten sind diese Bedeutsamkeiten nicht so einfach für jeden wahrnehmbar, der so in die Welt hineinbummelt, obwohl sie da sind. Wie denn überhaupt nichts schwerer ist, als eine echte Wahrnehmung zu machen. Im allgemeinen machen wir sie erst, wenn sie uns jemand aufschliesst. Aber nicht einmal dieser Jemand ist immer da, denn erst muß es Landschaftsmaler, Artilleristen oder Forstbeamte geben, ehe man die Welt mit

ihren Augen ansehen kann oder ehe uns die Welt so ansieht, wie jene sie in ihrer besonderen Bedeutsamkeit aufgeschlossen haben. Kunstmalers, Artilleristen und Forsträte hatten aber zum Beispiel die alten Germanen zweifellos noch keine, obwohl sie am Rande von Waldhöhen lebten. Aufgeschlossen wird die Welt also von Menschen für andere Menschen, und zwar meist durch die seltsame Macht des Wortes und der Sprache überhaupt, daneben aber auch durch etwas, was ich den „Griff in die Welt“ nennen möchte. Und damit sind wir wieder dicht am Erfinden.

Vielleicht noch viel dichter, als man im ersten Augenblick denken möchte. Denn ein schlagend geprägtes Wort ist ebenso als ein erfinderischer Einfall zu deuten, der eine Lebensspannung löst und eine Lage klärt, als ein technischer Griff. Bleiben wir aber bei diesem und seinen Vervollkommnungen der künstlichen Organe wie der Werkzeuge, so brauchen wir uns nur vorzustellen, was es bedeutete, als einst ein Urmensch einen Stein nicht nur zufällig aufgriff (das tun auch Affen, Elefanten, ja sogar Lintenfische), sondern regelmäßig als Werkzeug benutzte, dann als der Mensch sich den Hammer schuf, den Speer, den Bogen, die künstliche Bereitung des Feuers entdeckte, das Rad, die Hacke, den Pflug, Garten- und Feldbau, den Schiffbau usw.

Mit einemmal ward etwas, was blaß und gestaltlos war, gewissermaßen farbig und gestaltet, erfüllt von Stoff zu Werkzeugen und Waffen, von reicherer Jagdbeute, von rodbarem und fruchtbarem Land, von Buchten, Küsten, fernen Ländern, neuen Lebensmöglichkeiten und neuen Zielen. Was wir die Welt nennen, entsteht also erst. Es genügt demnach nicht, den offenbaren Nutzen von Erfindungen und Entdeckungen (von den feinen Unterschieden beider sehe ich hier ab) ins Auge zu fassen, es genügt auch nicht, sie etwas abstrakt und romantisch als Ausfluß menschlicher Schaffensfreude und Kühnheit, des Spieltriebs, des Freiheitsdrangs, des Drangs zur Naturbeherrschung, der Freude am Sieg usw. zu betrachten. Zugleich muß mit sinnlicher Lebhaftigkeit am Erfinden und Entdecken als weiterer Wesenszug erkannt werden: dieser seltsame konstruktive Griff des Erfinders ins Dunkel des bis dahin Ungeahnten, in ein merkwürdiges, gewissermaßen verwischtes und gestaltloses Dunkel, in dem der Mensch mit einemmal etwas sieht und kann, was vorher keiner sah, obwohl auch dieser glaubte, sehen zu können. In Wirklichkeit aber sah man vorher über das Wesentliche hinweg, man sah durch das Wesentliche durch wie durch Glas, bis mit einemmal dank der Erfindung an die Stelle dieses blaffen Nichts ein Stück durch Bedeutsamkeiten artikuliert Welt trat. So leistet die Erfindung etwas ganz Wunderhaftes, des philosophischen Staumens Würdiges; inmitten der rätselhaften Welt, die wir zu sehen und hören glauben und doch nicht kennen, schließt sie uns weitere und weitere Lebensbereiche auf, indem sie unseren Lebensspielraum ebenso sehr durch Intensivierung als durch Ausdehnung vermannigfaltigt und erweitert.

In der Beherrschung der stofflichen Welt, des Raumes und der Zeit, das heißt besonders der quantitativen Weltverhältnisse, hat nun vor allem die mit Recht faustisch genannte Neuzeit geradezu Ungeheures geleistet. Hier liegt eine ganz besondere Leistung der einzigartig aktiven weißen Rassen vor. Vor deren neuzeitlicher Leistung, die übrigens ihr eigentlich stürmisches, um nicht zu sagen kritisches Tempo erst seit Watts Erfindung der Dampfmaschine erreicht, tritt selbst die Leistung des Altertums, das uns die theoretischen und mathematischen Voraussetzungen dazu schuf, seltsam zurück. Dieses hat zum Beispiel auch auf der Höhe seines zivilisatorischen Könnens nie den Einfall gehabt, die Kraft des Zugtieres durch eine technisch wirksamere Anschirrung um mehr als um ein Drittel auszunützen. Ihre Uhren weisen auf ein ganz orientalistisch anmutendes, unsere Sehnsucht nach



Niedersächsisches Dorf.

Holzschnitt von Rudolf Koch.

Idylle weckendes Zeitgefühl hin. Ihre Seefahrt kann sich mit dem symbolischen Losreisen der Nusschalen des Kolumbus von den vertrauten Küsten der abgerundeten Alten Welt nicht messen. Es ist ein Geschlecht von Eroberern, das vom 15. Jahrhundert an Vorstöße unmittelbar ins Dunkel wagt. Nicht umsonst steht im Mittelpunkt der in diesen Jahrhunderten gleichzeitig hochwogenden Welle der neueren Philosophie der Begriff der Erfindung. Wie denn die Philosophie überhaupt lange nicht so weltfremd ist, wie die Unkundigen meinen. Sie war in allen großen Ereignissen das Gewissen ihrer Zeit.

Der gesteigerte erfinderische Wesenszug der neuzeitlichen weißen Menschheit liegt aber keineswegs nur auf dem technischen Gebiet im engeren Sinne. In allem Unternehmertum, in aller Organisation, in jedem großen strategischen oder taktischen Gedanken, in der Entdeckung von Weisen der Maschenformung stecken dieselben Griffe in das bis dahin Dunkle. In der Erfindung zum Beispiel des modernen Versicherungswesens liegen Formen der Auseinandersetzung mit dem Schicksal, von deren Verständnis aus nochmals ein besonderes Licht fallen kann auf den tieferen Sinn des Gesamtgeschehens in den sogenannten Jahrhunderten der Technik. Man kann hier — ich greife dabei auf einen Versuch zurück, den ich schon vor Jahren machte, dem Geist der Neuzeit beizukommen* — ausgehen von der glänzenden Antithese von Virtü und Fortuna bei Machiavelli. Die Virtü, das ist dem letzten Sinne nach

das menschlich-politische Können, das, was den Erfolg bringt, die staatschaffende und -erhaltende Kraft, das, was die Führerpersonlichkeit auszeichnet, die Herrscher- und Bürgertugend, die taktische Kühnheit. Ihr steht gegenüber die Fortuna, das blinde, unberechenbare Geschick, dem die Virtü ihre Erfolge entreißen muß. Die beiden liegen gewissermaßen in einem Grabenkrieg miteinander. Wenn die eine vorgeht, muß die andere weichen, und umgekehrt. Die Virtü vermag dem blinden Schicksal langsam und in ungeheurer Spannung Graben auf Graben zu entreißen; läßt ihre Spannung nach, so erweitert sich wieder das Reich der Fortuna, des Zufalls. Diese Virtü ist der Sache nach die politische Vorform der neuzeitlichen Ratio, des vorausschauenden, alle Umstände genau voraus-berechnenden Verstandes, der durch Voraussicht dem Glückszufall den Erfolg entwindet. Der Träger dieser Virtü, das ist der moderne Mensch im Gegensatz zum orientalischen oder mittelalterlichen. Diese neuzeitliche Ratio hat das gewaltig erweiterte Gelände ihrer Herrschaft durch angespannte Voraussicht der Fortuna entrissen und stößt immer weiter vor. Sie nimmt, erfindet und entdeckt; sie schafft sich denkend Waffen, die das Glück besiegen; sie bindet es an sich. Sie besiegt die furchtbaren Geißeln der Fortuna, die Seuchen, durch vorausschauende Hygiene; sie unterband die Säuglingssterblichkeit; sie treibt heute im Dritten Reich Eugenik und Rassenhygiene. Sie entwirft Jahrespläne, sie baut Dämme. Sie dämmt den Zufall überhaupt ab. Sie nimmt fest in die Hand, was bis dahin als Glückszufall oder auch als Fügung betrachtet wurde. Sie besiegt durch Versicherungen den Brand und den Unfall und nimmt selbst dem Tode des Familienoberhauptes manche schweren Folgen. Die pietistischen pommerischen

* E. Rothacker: Der deutsche Mensch des 19. Jahrhunderts. — In: Der deutsche Mensch. Vorträge vor der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Stuttgart 1935.

Barone haben dereinst ganz bezeichnenderweise Bedenken gegen die Feuerversicherung erhoben; sie greife in den Bereich der göttlichen Vorsehung ein. Im Orient hat mir einmal ein Mann, der am Boden saß und träumte, auf die Frage, ob er mir für ein paar Geldstücke den Koffer tragen wolle — ich kam vom Schiff, und es herrschte Streik —, in aller Freundlichkeit die klassische Antwort gegeben, er habe schon zu Mittag gegessen. Er sorgte nicht für das Morgen. Er kämpfte nicht mit der Fortuna. Der moderne Mensch aber hat mit einer ungeheuren Spannung, die nicht etwas Selbstverständliches ist, sondern wie alle moralischen Kräfte nachlassen kann, das blinde Schicksal zurückgedrängt, die Front ein neues Stück weit in dessen Machtbereich hineingetragen. Nur er konnte die Erde erobern. In einem unaufhaltamen Drang erweitert er seinen von ihm aus beherrschbaren Lebensbereich und drängt so die Front des Zufalls zurück, freilich um da, wo sein Reich endet, um so schmerzlicher getroffen zu werden. In der neuzeitlichen Technik aber ist dieser Drang zu seinen spannungsreichsten, um nicht zu sagen überspanntesten Formen gediehen. Seit sie bei ihrem Vorstoß ins Chaos so etwas wie einen zugänglichen Erdsplatt fand, wühlte sie mit einer immer rasender werdenden Schnelligkeit in den Eingeweiden der Natur. Sie ist im Kampf mit dem Schicksal zum Angriff übergegangen. Damit ist zugleich die klassische Frage angeschnitten, die als „Gefahr des technischen Zeitalters“ bekannt ist. Ich brauche es gerade in Ihrer Mitte nicht zu erörtern. Wir wollen uns auch nicht weich machen lassen! Nur eine kleine Anekdote an Stelle einer langen Ausführung. Ein italienischer Offizier zeigt in der Libyschen Wüste einem Araber sein Flugzeug und sagt: „Was du in fünfzig Stunden machst, mache ich in zwei.“ Der Araber erwidert ihm gelassen: „Und was tußt du in den übrigen achtundvierzig Stunden?“ — Aber gerade hier gilt es, sich auf den nunmehr erweiterten und vertieften Sinn des Erfindens zu besinnen. Zugegeben, daß der Trieb zur Naturbeherrschung zu gefährlichen Ausmaßen gesteigert worden ist. Soll er damit aber auch schon grundsätzlich gerichtet sein? Es ist ja un schwer einzusehen, daß schlechthin jedes Prinzip zu Tode geritten oder, um im Bilde des Reitens zu bleiben, seinem Reiter gefährlich werden kann. Gilt das für den neuzeitlichen Grundsatz der Aktivität, so gibt es zum Beispiel in der indischen Welt nicht minder seltsame Gegenbilder einer zerstörerischen Passivität. Wie aber die Tatsache, daß es Überorganisationen gibt, kein entscheidender Einwand ist gegen den Sinn des Organisierens überhaupt, so geht zum Beispiel der Pessimismus Spenglers* an der Kernfrage des Erfindens gerade vorbei, als nämlich grundsätzlich zum Erfinden einer Maschine ebenso die Erfindung richtig konstruierter Ventile und Bremsen gehört wie die bestmögliche Ausnutzung der Antriebskräfte. Wenn allem Erfinden schöpferische Einfälle zur Bewältigung von Lebenslagen innewohnen, so liegt es dem schöpferischen Genius der Menschheit nicht minder ob, auch die Kunstgriffe zu entdecken, mittels derer das gestörte Gleichgewicht ihrer Kräfte wiederhergestellt werden kann. Ja, man kann dieses Wechseln von Störung und Wiederherstellung eines dynamischen Gleichgewichtes geradezu als den, freilich immer gefährvollen, Weg bezeichnen, auf dem sich das Leben — in den Fällen, in denen es nicht scheiterte! — zu neuen Gestaltungen emporrang. Als vor Jahrtausenden der Übergang einiger Ecken zum Fliegen vor sich ging, das heißt die Vogelwelt entstand, was mußte da alles umgestaltet werden, ehe endlich das ausgeglichene Gebilde des Adlers zustande kam! Auch hier muß irgendwie ein unaufhaltamer Drang in die Luft furchtbare Gefahren in sich geschlossen haben, die schöpferisch in einer erfinderischen Neuleistung bewältigt wurden. Damals allerdings von der Natur. In der zum Bewußtsein erwachten Welt des Menschen ist die Bewältigung solcher

Gefahren in unsere Verantwortung gelegt. Und hier liegen drei letzte Einsichten in das Wesen des Erfindens beschlossen: eine anthropologische, eine biologische und eine technische im engeren Sinn.

Es gibt einen ganz festen Maßstab zur Beurteilung alles menschlichen Tuns, und zwar einen inneren Maßstab, der noch unterhalb der ins Übersinnliche ragenden ethisch-religiösen Forderungen, noch im Bereich des tätigen Lebens selbst liegt. Dieser Maßstab heißt Fruchtbarkeit. Wenn wir aber bisher den Gedanken der Fruchtbarkeit bezogen haben auf die schöpferische Bewältigung äußerer Lebenslagen durch nach außen gerichtetes Tun und Handeln, so gilt es jetzt, diesen Maßstab der Fruchtbarkeit als einen doppelseitigen zu erkennen. Fruchtbar muß sein auch die Rückwirkung einer Tat auf den Zustand des schaffenden Lebens selber. Auch für dieses muß die Tat sich als fruchtbar erweisen, und das heißt als Wachstum fördernd. Der Mensch selbst als der Täter seiner Taten muß in der Verrichtung derselben nicht nur an äußerer Macht gewinnen, sondern im Ausbau seiner Sonderleistungen selbst wachsen können. Das Ganze der Organe muß mit gedeihen in der Ausübung seiner besonderen Funktionen.

Dies schließt eine zweite biologische Einsicht ein. Ein alter Hofgärtner soll einmal gesagt haben: „Königliche Hoheit, man kann die Natur zwar forcieren, aber nicht zwingen!“ Dieser naive Ausspruch ist von großer Tiefe. Aber vielleicht hätte er hinzufügen können, man könne ihre Kräfte auch belauschen und auf Grund dieser Erfahrungen lenken. Mit dem Nichtzwingenkönnen hat er aber zweifellos recht. Die Wachstumsgefehllichkeiten der menschlichen Natur sind etwas völlig Unüberwindbares. Wer sie nicht beachtet, scheitert. Der Mensch hat Kräfte der Tat und zugleich des Wachstums. Beide muß man scharf unterscheiden. Die Kräfte der Tat sind mit zusammengebißnen Zähnen zu steigern, die Kräfte des Wachstums aber liegen nicht unmittelbar in unserer Hand, es sei denn, wir tragen ihnen ebenso ehrfürchtig als klug Rechnung.

In diesem Rechnungstragen steckt aber ein Drittes, was dem erfinderischen Wesen des Menschen gerade aus der modernen technischen Erfindung zuwuchs. Die neuzeitliche Technik, die in engster Wechselwirkung mit der mathematischen Naturwissenschaft entstanden ist, arbeitet „exakt“, das heißt sie rechnet. Ihr Erfinden ist kein Ahnendes mehr; sie begnügt sich nicht mehr mit unbestimmten Entwürfen, bloßen Forderungen und Wunschträumen. Bei allem Lasten und Proben in der Stille der Laboratorien sichert sie sich den Erfolg des Vermittelkens durch genaueste theoretische Vorbereitung. Exaktheit, Rechnen, Denken, Theorie heißt aber nicht etwa, daß der Keim des schöpferischen Einfalles auch hier nicht genau so ein intuitiver geblieben wäre wie ehemals. Auch im exaktesten Einfall bildet die aufblühende Intuition noch den Kern. Heureka! Ich hab's! Es geht! Die Exaktheit rationalisiert nicht eigentlich das Erfinden selbst, sondern sie klärt vor allem das, was wir die durch den Einfall zu bewältigende Lage nannten, zu höchster Durchsichtigkeit. Bisher allerdings vorzugsweise die äußere Lage. Darum wäre das Durchsichtigmachen der Gesamtlage, der inneren ebenso wie der äußeren, das, was der wirklich weitschauende Mensch des technischen Zeitalters am dringendsten nötig hätte. Alle Steigerung der Tat bedürfte eines Ausgleiches in einer gesteigerten Erforschung der unabänderlichen Wachstumsgefehllichkeiten, unter denen der Mensch als Täter dieser Taten steht. Die Sicherung und Krönung alles neuzeitlichen Erfindens wird, wenn wir auch hier dem Schicksal begegnen wollen, um nicht zu sagen, einer Katastrophe ausweichen wollen, eine vertiefte Erforschung der menschlichen Natur sein, in der die Grundbedingungen aller Fruchtbarkeit menschlichen Tuns und zumal des kulturellen nach ehernen Gesetzen festgelegt sind.

* O. Spengler: Der Mensch und die Technik. München 1931.



Westfälischer Bergmann.

Zeichnung von E. G. Schmidbauer.

Rückblick und Ausblick.

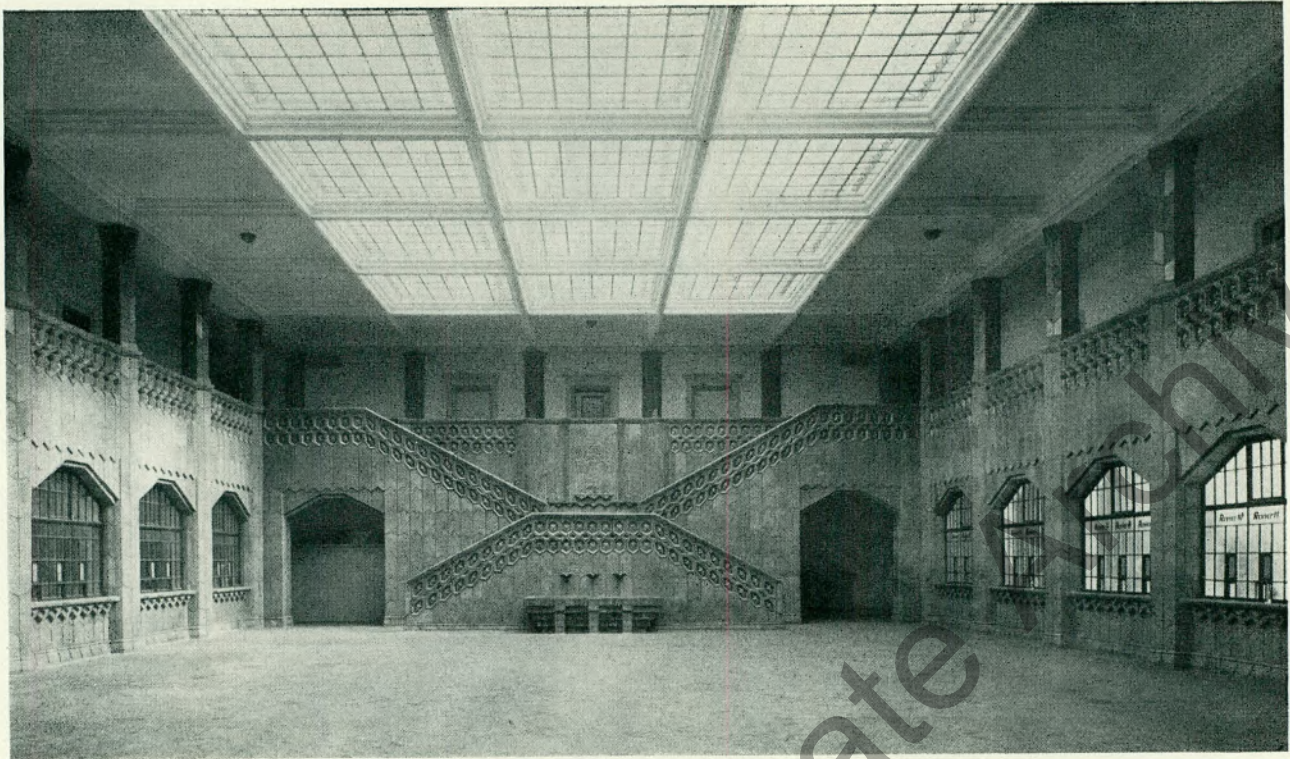
Die „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“ im Geschäftsjahr 1935/36.

Ein Auszug aus dem Bericht des Vorstandes vom Februar 1937.

Das abgeschlossene Geschäftsjahr 1935/36 brachte unseren Betriebsgesellschaften und Beteiligungen auf allen Gebieten weiter vermehrte Beschäftigung. Der Fremdumsatz unserer Werke überschritt zum erstenmal seit sechs Jahren wieder eine Milliarde Reichsmark, erreichte allerdings noch nicht den Stand unserer besten früheren Geschäftsjahre. Nur unter Anspannung aller Kräfte leitender wie ausführender Arbeit konnten die wachsenden und wechselnden Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Betriebe erfüllt werden.

Der Wirtschaftsablauf bei uns und unseren Betriebsgesellschaften ist aus der Gegenüberstellung nachstehender Ziffern abzulesen:

| | Okt. 1935 bis Sept. 1936 | Okt. 1934 bis Sept. 1935 |
|------------------------|-----------------------------|-----------------------------|
| Steinkohlenförderung . | 22 319 750 t | 19 439 140 t |
| Roheisenerzeugung . . | 6 027 274 t | 4 782 314 t |
| Rohstahlerzeugung . . | 6 397 679 t | 5 198 213 t |
| Lohn- u. Gehaltssumme | 369 785 000 RM. | 313 981 000 RM. |



Lohnhalle der Zeche „Beckerwerth“, Duisburg-Hamborn.
(Gruppe Hamborn der Selsenkühener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft.)

| | | |
|--|----------------|----------------|
| Gesetzliche soziale Abgaben | 40 668 000 RM. | 35 495 000 RM. |
| Freiwillige soziale Leistungen | 11 837 000 RM. | 9 640 000 RM. |

Im Vergleich zu den schon beträchtlich gestiegenen Erzeugungsziffern des Vorjahres hat mithin die Gewinnung unserer Stahlwerke erneut um fast ein Viertel, die Produktion unserer Hochofenbetriebe um etwas mehr als 25% zugenommen. Auch die Steinkohlenzechen konnten ihre Förderung beträchtlich erhöhen; hier lag die Zunahme der Förderung mit annähernd 3 Millionen Tonnen Kohle um rund 1 Million Tonnen über der entsprechenden Steigerung des Geschäftsjahres 1934/35. Die Lohnaufwendungen und sozialen Leistungen erfuhren ebenfalls eine weitere Erhöhung, wobei sich die Zunahme der freiwilligen sozialen Aufwendungen unserer Betriebsgesellschaften im Vergleich zu der im Vorjahr zu verzeichnenden Steigerung mehr als verdoppelte.

Entsprechend der Beschäftigungsvermehrung haben auch die Neueinstellungen bei unseren Betriebsgesellschaften und Zentralstellen zugenommen. Die Zahl der hier in Arbeit stehenden Werksangehörigen beträgt zur Zeit etwa 170 000; bei unseren industriellen Angliederungen und Handelsgesellschaften sind ferner 28 000 Mitarbeiter beschäftigt, so daß sich eine Erhöhung der gesamten Beteiligungschaft gegenüber dem Vorjahre um 15% auf 198 000 ergibt.

Das günstige finanzielle Erträgnis des Geschäftsjahres ermöglicht uns, neben der Stärkung unserer Reserven und Rückstellungen für betriebliche und soziale Zwecke die Verteilung einer Dividende von 4½% in Vorschlag zu bringen. Wir haben an dem Ergebnis, dessen weitere Besserung nicht zuletzt der angespannten und vertrauensvollen Mit- und Zusammenarbeit aller Werksangehörigen zu danken ist, gleichzeitig auch unsere Beteiligungschaft wie die unserer Betriebsgesellschaften durch Zuwendungen verschiedener Art in erhöhtem Maße teilnehmen lassen.

Wie schon in den letzten Geschäftsjahren, so haben wir auch diesmal wiederum erhebliche Abschreibungen vorgenommen,

die nur etwa zur Hälfte für die Errichtung von Neuanlagen verbraucht wurden. Zusammen mit den weiter erhöhten Rückstellungen haben wir damit den Erfordernissen der Zukunft im Rahmen des Möglichen Rechnung getragen. Diese vorsorgliche Finanzierungs politik ergibt sich auch aus der Notwendigkeit, die Werksanlagen unter ständiger Beobachtung der technischen Entwicklung auf einem Höchststand bergbau- und hütten technischer Leistungsfähigkeit zu erhalten; denn dem technischen Fortschritt, der für die Montanindustrie gerade in den letzten Jahren besonders kennzeichnend ist, kann sich kein Eisenland entziehen. Wir haben für Neubauten, Betriebserweiterungen und für die Anpassung der Werkseinrichtungen an die zunehmenden Qualitätsanforderungen im vergangenen Jahr 57 Millionen RM. verausgabt. Nicht eingeschlossen hierin sind die diesen Betrag sehr erheblich überschreitenden Aufwendungen für Verbesserung und Instandhaltung der Werksanlagen. Insgesamt haben die seit 1926 für Neuinvestitionen bereitgestellten Mittel eine Höhe von 500 Millionen RM. erreicht. Mit einer weiteren Steigerung des Anlagebedarfs dürfte auch im Hinblick auf die der deutschen Montanindustrie gestellten wichtigen nationalwirtschaftlichen Aufgaben zu rechnen sein.

Die starke Beschäftigung der Hütten- und Walzwerke für den Inlandmarkt hielt auch im abgelaufenen Geschäftsjahr an. Gegen Ende des Berichtsabschnitts erreichte der Bedarf der eisenverbrauchenden Industriezweige, insbesondere des Schiffbaus, der Automobilfabrikation, der Maschinenindustrie und des Baugewerbes, einen Stand, der den des Spitzjahres 1927 noch wesentlich übertraf. Gegen Ende des Berichtsjahres hatte unser Auftragsbestand eine bisher noch nicht verzeichnete Höhe erreicht.

Der Auslandsabsatz der deutschen Eisenindustrie konnte insgesamt mengen- und wertmäßig wiederum erheblich gesteigert werden, so daß durchschnittlich etwa zwei Drittel der hohen Ausfuhrziffern des Jahres 1929 wieder erreicht wurden. Nach wie vor werden die Ausfuhrmöglichkeiten beeinträchtigt durch die vielfach noch verschärften Erschwerungen im Welthandel



Sichtbild: Archiv Vereinigte Stahlwerke A. S.

Schachanlage der Zeche „Bonifazius“.

(Gruppe Selsenkirchen der Selsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft.)

und vor allem durch den Ausbau ausländischer Eisenindustrien, deren Bestreben, den Erzeugungsräumen zu erweitern und den heimischen Markt allein zu versorgen, im Laufe der letzten Jahre immer mehr zugenommen hat. Die Aufgabe, für die verlorengegangenen Absatzgebiete Ersatz zu schaffen, behält gerade für die deutsche Eisenindustrie ihre Dringlichkeit, wenn auch die überall in der Welt auftretenden Verknappungsercheinungen, verbunden mit einem großen Bedarf an Produktionsmitteln aller Art, darauf schließen lassen, daß die Weltmarktnachfrage nach Grobeisenerzeugnissen in verstärktem Maße anhalten und damit letzten Endes auch wieder Spielraum für eine weitere Ausfuhrbesserung geben wird.

Einen wichtigen Beitrag zu der erhofften Gesundung der Außenmärkte erwarten wir von der in den letzten beiden Jahren erreichten inneren und äußeren Festigung des internationalen Stahlkartells. Ende Juli 1936 wurde durch Er-

richtung des Internationalen Feinblechverbandes das große Vertragswerk der internationalen Eisenverständigung zum Abschluß gebracht. Seitdem hat das Kartell weiter erfolgreiche Arbeit zur Aufbesserung der allgemeinen Preislage geleistet.

Für das Ergebnis unseres abgeschlossenen Geschäftsjahres ist mehr noch als im Vorjahr auch die Ertragsgestaltung der bergbaulichen Betriebe von Bedeutung gewesen, denen die allgemeine Belebung der Wirtschaftstätigkeit, insbesondere die gute Beschäftigung der Hütten, einen erheblichen Absatzzuwachs brachte.

Die Steinkohlenförderung entwickelte sich während des Berichtsabschnitts gegenüber der teilweise sehr angespannten Produktionslage der Eisenseite langsam, aber stetig weiter. Insgesamt konnte der deutsche Steinkohlenbergbau seinen bisherigen Anteil an der Weltkohlenförderung ebenso wie an der



Das
Leistungsabzeichen
der
Deutschen Arbeitsfront,
das dem Bochumer Verein, Bochum,
der Friedrich-Wilhelms-Hütte, Mülheim,
und der August-Thyssen-Hütte, Hamborn,
verliehen wurde.

Weltkohlenausfuhr nicht nur aufrechterhalten, sondern — im Gegensatz zu der rückläufigen Ausfuhrentwicklung Englands — sogar noch erhöhen und damit trotz der ungemein schwierigen Wettbewerbsverhältnisse den zweiten Platz am Weltkohlenmarkt behaupten.

Als wichtiges Urprodukt unserer deutschen Rohstoffwirtschaft steht die Steinkohle heute im Mittelpunkt der Bestrebungen, die wirtschaftliche Versorgung Deutschlands zu sichern. Entsprechende Maßnahmen zur Unterstützung dieser Bemühungen sind auch innerhalb unseres Unternehmens in Angriff genommen. Nachdem wir uns bereits zu Beginn des Berichtsjahres an der Gründung der Ruhrbenzin AG., eines Gemeinschaftsunternehmens des Ruhrbergbaus, beteiligt haben, wurde auf Grund eingehender Vorarbeiten nunmehr nach Abschluß des Geschäftsjahres die Gelsenberg-Benzin AG., Gelsenkirchen, als Betriebsgesellschaft der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. gegründet und damit der Rahmen für eine weitere nutzbringende chemische Auswertung unserer Steinkohle für die deutsche Treibstoffversorgung geschaffen.

Ebenso wie in der Kohlenwirtschaft, haben wir auch auf dem Gebiet des Erzbergbaus die Arbeiten im Sinne einer umfassenden Ausnutzung der heimischen Bodenschätze weitergeführt. Der Ausbau neuer Erzgruben auf den Lagerstätten geringhaltiger deutscher Eisenerze wurde fortgesetzt und teilweise zum Abschluß gebracht. Daneben wurde durch umfangreiche geologische Untersuchungs- und Schürfarbeiten die Erschließung weiterer Vorkommen vorbereitet. Insgesamt haben wir im Berichtsjahr für vorbereitende Arbeiten zur Verbreiterung unserer Erzgrundlage und für zusätzliche Forschungsarbeiten im Rahmen des Vierjahresplanes mehr als 10 Millionen RM. zur Verfügung gestellt. Auch dem Ausbau unseres ausländischen Erzbesitzes widmen wir besondere Aufmerksamkeit.

Neben der Rohstoffherzeugung suchten wir die Frage der Rohstoffersparnis von uns aus selbständig vorwärtzutreiben und die Tätigkeit auf diesem Gebiet durch Vorschläge, Pla-

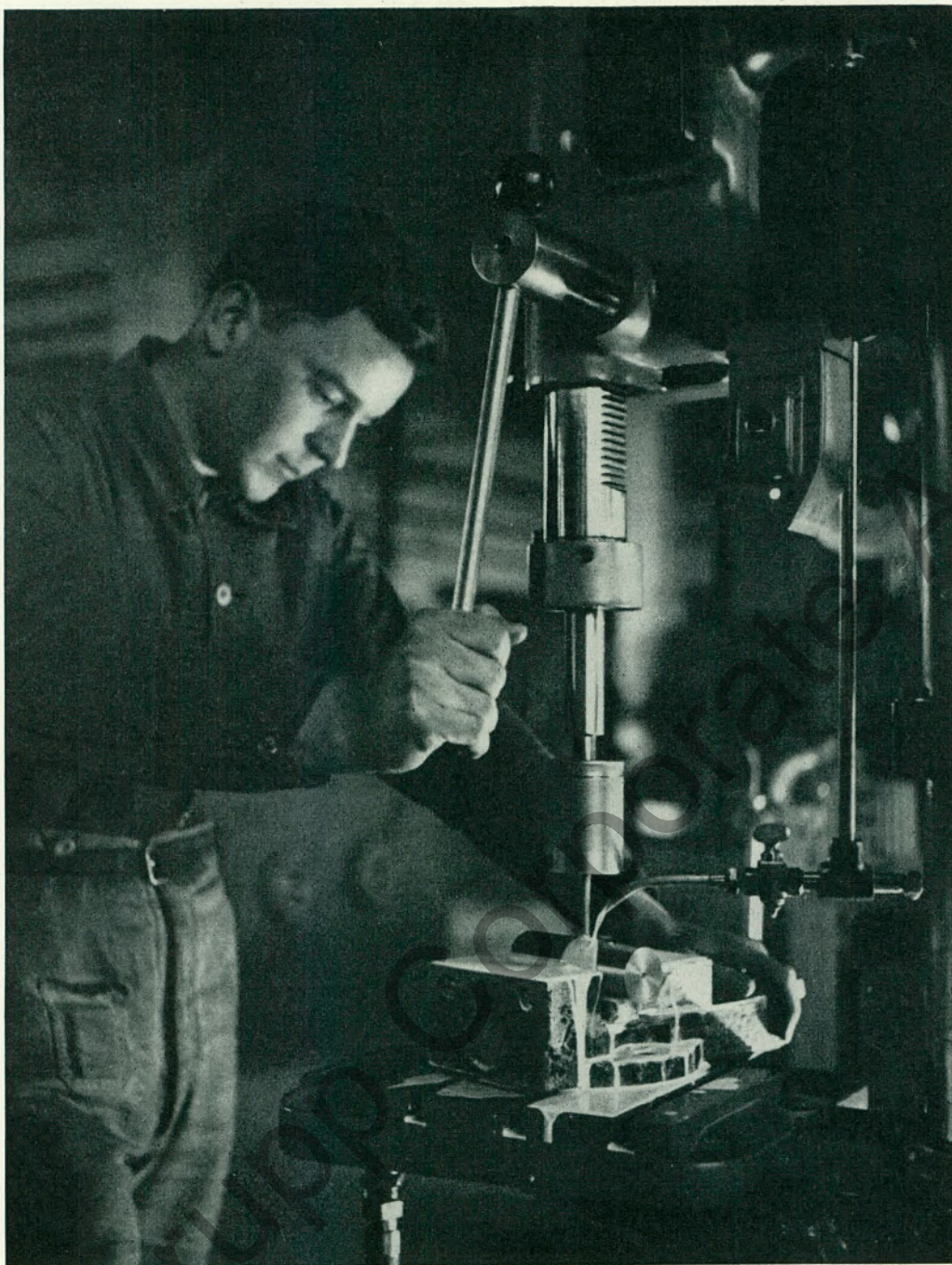
nung und sonstige Gemeinschaftsarbeit innerhalb unseres Konzerns zu unterstützen. So haben wir unsere Werke und Einkaufsstellen über alle Fortschritte hinsichtlich der Verwendung devisensparender Heim- und Austauschstoffe fortlaufend unterrichtet und einen ständigen Erfahrungsaustausch in engerem Arbeitskreis sichergestellt. Eine in diesem Zusammenhang von uns geschaffene Werkstoffschau sucht den Betrieben und Gesellschaftsmitgliedern in anschaulicher Weise die innerhalb unseres Arbeitsgebietes in Frage kommenden Mittel und Verfahren zur Werkstoffersparnis und Umstellung im Rohstoffverbrauch vor Augen zu führen, um so das Verständnis für den Heimstoffgedanken und gleichzeitig für sparsamste Verbrauchs- und Vorratswirtschaft zu fördern.

Das neue Geschäftsjahr hat sich bisher günstig entwickelt; die vorliegenden Auftragsbestände sichern den Werken in einzelnen Erzeugnissen eine Beschäftigung bis in den Herbst hinein.

Gesellschaft.

Die anhaltende weitere Belebung der Beschäftigungslage führte bei unseren sämtlichen Betriebsgesellschaften und Verwaltungsstellen zu einer erneuten Zunahme der Gesellschaftsziffern. Vom 1. Oktober 1935 bis zum 30. September 1936 stieg die Gesamtzahl der bei uns und unseren Werken beschäftigten Gesellschaftsmitglieder von 145 544 auf 163 334, also um 12,2%. Hiervon entfielen 55 353 Arbeiter und Angestellte auf die in der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. zusammengeschlossenen Bergbaubetriebe, die im Laufe des Berichtsjahres 4814 Neueinstellungen, mithin eine Zunahme um 9,5%, zu verzeichnen hatten. Wir selbst beschäftigten unmittelbar am 30. September 1936 1007 Mitarbeiter gegenüber 922 zu Beginn des Geschäftsjahres.

Obgleich die beträchtlichen Neueinstellungen der letzten Jahre ein starkes Anwachsen der erst verhältnismäßig kurze Zeit in unseren Betrieben Beschäftigten mit sich brachte, zeigt die anteilmäßige Dauer der Werkszugehörigkeit bei unseren



Die neue Bohrmaschine.

Lichtbild: Debus.

In der Lehrwerkstatt des Dortmund-Hoerder Hüttenvereins AG. Werk Dortmund.

Arbeitern und Angestellten doch die enge Werksverbundenheit gerade der in langjähriger Dienstzeit erprobten Arbeitskräfte. So sind etwa 35% unserer Arbeiter 10 bis 25 Jahre und nahezu 8% über 25 Jahre auf den Werken unserer Betriebsgesellschaften beschäftigt. Von den Angestellten sind rund 44% 10 bis 25 Jahre und etwa 22% über 25 Jahre bei uns tätig. Insgesamt stellt sich die durchschnittliche Werkszugehörigkeit bei unseren Arbeitern auf etwas über 10 Jahre, bei den Angestellten auf rund 16 Jahre.

Die Altersgliederung unserer Belegschaft zu Ende des Geschäftsjahres geht aus nachfolgender Zusammenstellung hervor:

| | Arbeiter | Angestellte |
|--------------------------------|----------|-------------|
| unter 25 Jahren | 16% | 8% |
| 25 bis 40 Jahre | 51% | 39% |
| 40 Jahre und darüber | 33% | 53% |

Die Entwicklung der letzten Zeit hat unsere schon seit Jahren mit Nachdruck betriebenen Bestrebungen zur Heranbildung und Schulung eines in den Zweigen unserer verschiedenartigen Betriebe einsatzfähigen Jungarbeiterstammes in vollem Ausmaße gerechtfertigt. Die zur Erfüllung des Vierjahresplanes gestellten Aufgaben waren für uns ein weiterer Anlaß, die bisherigen Maßnahmen zur Sicherstellung eines geeigneten Facharbeiter- und Bergmannsnachwuchses durch verstärkten Ausbau der 12 Lehrwerkstätten unserer Eisenbetriebe und der 21 bergbaulichen Anlernwerkstätten sowie durch Einrichtung von Umschulungskursen noch wirksamer zu gestalten. Außerdem erhalten zahlreiche jugendliche Facharbeiter in acht eigenen Werkschulen sowie die Bergjungleute in den bei der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. eingerichteten bergmännischen Berufsschulen eine umfassende theoretische Weiterbil-

dung. Gleichzeitig wird die kaufmännische Ausbildung der Lehrlinge unserer Verwaltungen nach wie vor mit größter Sorgfalt fortgeführt. Insgesamt waren am 30. September 1936 bei uns und unseren Betriebsgesellschaften 2506 gewerbliche und 432 kaufmännische Lehrlinge beschäftigt. Am Reichsberufswettkampf 1936 beteiligten sich über 4500 Lehrlinge, Bergjungeleute und Jungarbeiter, von denen 24 in verschiedenen Gruppen Gaufsteiger wurden und zwei, ein Bergjungmann und ein kaufmännischer Lehrling, in die Reichsentscheidung kamen.

Die von unseren Betriebsgesellschaften auf dem Gebiet der Lehrlingsausbildung geleistete Erziehungsarbeit fand durch die Verleihung des Leistungsabzeichens der D.V.G. für anerkannte Berufserziehungsstätten an drei unserer Hüttenwerke, Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.G., Friedrich Wilhelmshütte der Deutsche Eisenwerke A.G. und Thyssenhütte der August Thyssen-Hütte A.G., besondere Anerkennung.

Infolge der Arbeitszeit- und Beschäftigungszunahme erhöhte sich auch das durchschnittliche Monateinkommen der Werksangehörigen. Es stieg gegenüber dem Vorjahr bei den Hüttenwerken und Verfeinerungsbetrieben je Arbeiter um rund 5%, bei den Bergbaubetrieben um 6%. Im Vergleich zum Geschäftsjahr 1931/32 hat der monatliche Durchschnittsverdienst beim Bergbau, der in den Krisenjahren einen geringeren Rückgang zu verzeichnen hatte, je Arbeiter um etwa 20% und bei den Hütten- und Verfeinerungsbetrieben um rund 34% zugenommen.

Die Aufwendungen für Löhne und Gehälter beliefen sich bei uns und unseren Betriebsgesellschaften in der Zeit von Oktober 1934 bis September 1935 auf 313 981 000 RM., Oktober 1935 bis September 1936 auf 369 785 000 RM.; es ergibt sich also gegenüber dem Vorjahr eine Zunahme um etwa 18%.

Wie im Jahre 1935, haben wir und unsere Betriebsgesellschaften auch Ende 1936 aus dem Ertrag des verflossenen Geschäftsjahres namhafte Beträge — zusammen 3,8 Millionen RM. — als Sonderzuwendungen an die Erfolgsgesellschaftsmitglieder ausgezahlt.

Die gesetzlichen sozialen Aufwendungen haben sich um rund 15% erhöht; sie betragen

| | |
|------------------------------------|----------------|
| im Geschäftsjahr 1934/35 | 35 495 000 RM. |
| im Geschäftsjahr 1935/36 | 40 668 000 RM. |

Die freiwilligen sozialen Leistungen beliefen sich in der Zeit von

| | |
|-------------------------------------|-----------------|
| Oktober 1934 bis September 1935 auf | 9 640 000 RM. |
| Oktober 1935 bis September 1936 auf | 11 837 000 RM.; |

sie haben somit gegenüber dem vorhergehenden Geschäftsjahr um fast 23% zugenommen.

In dem Betrag für freiwillige soziale Leistungen sind u. a. 6,5 Millionen RM. für laufende Unterstützungen und Renten an frühere Erfolgsgesellschaftsmitglieder oder deren Angehörige enthalten.

Die von der Erfolgsgesellschaft der Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.G. dem Führer des Betriebes anlässlich seines silbernen Dienstjubiläums überreichte Geldsammlung im Betrage von etwa 45 000 RM. wurde als Grundstock für eine Walter-Borbet-Stiftung zur Errichtung eines Erholungsheimes für die Werksangehörigen bestimmt. Die Erfolgsgesellschaft selbst hat inzwischen diesen Betrag auf 200 000 RM. erhöht.

Auf einer Anzahl von Betrieben wurden während des Berichtsabschnitts neue Wasch- und Umkleegelegenheiten sowie behaglich eingerichtete Aufenthaltsräume geschaffen, und zwar u. a. bei der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G., der Dortmund-Hoerder Hüttenverein A.G., der Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.G., der Deutsche Eisenwerke A.G., der Westfälische Union A.G. für Eisen- und Drahtindustrie, der

Bandeisenwalzwerke A.G., der „Wurag“ Eisen- und Stahlwerke A.G. und der Dortmunder Union Brückenbau-A.G. Ferner waren wir bestrebt, bei allen Neubauten dem Leitgedanken „Schönheit der Arbeit“ — in geeigneten Fällen in Verbindung mit einer künstlerischen Ausgestaltung der Räume — Rechnung zu tragen.

Die Maßnahmen zur Unfallverhütung wurden wesentlich erweitert, wobei neben einer umfassenden Verstärkung der Unfallschuttmittel die Anleitung und Belehrung — vor allem der neu eingestellten ungelerten Arbeiter — durch hauptberuflich tätige Unfallbeauftragte im Vordergrund stand.

Auf dem Gebiet des Luftschutzes konnten vor allem durch Schaffung neuer Schutzzräume und einer Reihe sonstiger Einrichtungen beachtliche Fortschritte erzielt werden.

Die von 32 staatlich anerkannten Werksfürsorgern und 75 Helferinnen geleiteten Werksfürsorgestellen fanden während des Berichtsjahres wiederum regen Zuspruch.

Die in der Arbeitsgemeinschaft der Werksportvereine der Vereinigten Stahlwerke zusammengeschlossenen 31 Werksportvereine boten wie in früheren Jahren — zum Teil in Zusammenarbeit mit den Einrichtungen der D.V.G. und der N.S.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ — ihren 20 000 Mitgliedern, darunter insbesondere den Jungmannschaften, reiche Gelegenheit zur Ausübung aller Sportarten und zur Teilnahme an Wettkämpfen. Verschiedene werkeigene Sportanlagen wurden erweitert und ergänzt. In diesem Zusammenhang ist neben dem Schwimmbad auf der Zeche Prinz Regent vor allem die neue Anlage der Gruppe Hamborn der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. zu nennen, die außer einem großen Sportplatz ein Schwimmbassin und eine geräumige Turnhalle umfaßt.

Die zweimal monatlich erscheinenden Werkszeitungen erreichten eine Gesamtauflage von über 142 000 Exemplaren. Sie haben sich neben der allgemeinen Unterrichtung der Werksangehörigen in zunehmendem Maße als Förderer des Gedankens „Schönheit der Arbeit“ und als Helfer im Kampf gegen die Unfallgefahr erwiesen. Dem Führer des Betriebes ist die Werkszeitung eine besonders wertvolle Handhabe zur Unterrichtung und betrieblichen Erziehung seiner Erfolgsgesellschaft.

Auf nahezu sämtlichen Werken und Zechen sind Unterhaltungsbüchereien und Leserräume eingerichtet, die heute über einen Bestand von mehr als 44 000 Bänden verfügen.

Die uns nahestehenden Wohnungsgesellschaften haben an der Besserung der Wohnungsverhältnisse der Werksangehörigen unserer Betriebsgesellschaften und industriellen Angliederungen weitergearbeitet.

Im Sinne der heutigen Wohnungsbau- und Siedlungspolitik wurde vor allem die Errichtung von Kleinsiedlungen gefördert. Im Laufe des Geschäftsjahres sind solche Siedlungen an zehn Stellen gebaut oder in Angriff genommen worden. Bei einem durchschnittlichen Gesamtaufwand von 7000 bis 8000 RM. für die Baukosten und den etwa 800 Quadratmeter umfassenden, meist von den Betriebsgesellschaften zu günstigen Preisen zur Verfügung gestellten Boden haben die Siedler monatlich etwa 30 bis 40 RM. aufzubringen. Im allgemeinen ist dabei ein Eigenkapital des Siedlers von etwa 1500 RM. Voraussetzung, das von Fall zu Fall durch niedrig verzinsliche Darlehen von seiten der Werke ergänzt werden kann.

Der steigende Wohnungsbedarf der Werke führte außerdem zur Erstellung zahlreicher Mietwohnungen, wobei wiederum die in zweigeschossiger Bauweise ausgeführten Kleinwohnungen bevorzugt wurden.

Von der Gesamtzahl der fertiggestellten und in Angriff genommenen 1461 Wohnungsneubauten, deren Gesamtkosten rund 9,5 Millionen RM. betragen, entfallen 305, also mehr als ein Fünftel, auf Kleinsiedlungen. Der Wohnungsbestand der Wohnungsgesellschaften und der Werke betrug zu Ende des Geschäftsjahres über 62 000 Wohnungen.



Aus dem Jahrbuch 1937 „Das deutsche Lichtbild“, Bruno Schulz Verlag, Berlin-Grünewald.

Lichtbild: Karl Strüwe.

Australische Alge.

Die Mikrophotographie als Kunstmittel und Kunstvermittlerin.

Die Geschichte des Lichtbildes ist wechselvoll; sie hat ihre Höhen und Tiefen nicht anders wie die Geschichte jeder andern neueren Schöpfung.

Aus tastenden ersten Behversuchen sehr bald zu erstaunlichen

Leistungen gediehen, verfiel auch sie dem Materialismus, der endgültig das Erbe kulturbestimmterer Jahrhunderte antreten zu haben schien, sank zu einer geist- und geschmacklosen „Photographiererei“ herab, die, dem Zuge der Zeit ent-

sprechend, ihr Ziel lediglich im Technischen sah und dieses Technische zur Erlangung manchmal zwar höchst raffinierter, geschmacklich aber ebenso höchst bedenklicher Erzeugnisse mißbrauchte. Die „Verfahren“ triumphierten; mit ihnen glaubte man alles zu besitzen, was für die Photographie vonnöten war; sie machten aus der belanglosesten, alltäglichen und oft genug geradezu ungekommenen Aufnahme ein „interessantes Bild“, dessen völlig fehlenden Persönlichkeits- und inneren Gehalt und Wert niemand vermisse, geblendet durch die von der Chemie ermöglichten „Errungenschaften“. So wurde die Berufsphotographie der Gründerzeit, entstand die von allen guten Geistern verlassene, mit allen bösen Märgen ausgestaffierte „Photokunst“, entwickelte sich diese ahnungslose, von keinerlei Gefühl und Geschmack auch nur angehauchte „Portraitphotographie“, deren schon nicht mehr fragwürdige Ergebnisse die Schaukästen der Photographen zu Schreckenskabinetten für jeden Kultur- und künstlerisch empfindenden Menschen machten. Die Lichtbild„kunst“ war geradezu zum Wertmesser des kulturellen Tiefstandes jener Zeitstufe geworden. Bis dann diese geschmackliche Unsicherheit und Verwirrung, die jene Erzeugnisse einer seelenlosen Photographiererei Kunst zu nennen groß genug war, endlich die energische Abwehr der in Kunstbezirken wirklich und mit Zug und Recht Tätigen hervorrief und damit den Anfang zu einer Entwicklung brachte, der wir das Lichtbild von heute und mit ihm eine wirkliche, echte Lichtbildkunst verdanken, vor der, da sie in ihren besten Leistungen die Arbeit ausschließlich der Persönlichkeit ist, auch der Künstler, der Maler, der Bildhauer, der Architekt, mit Achtung und sogar Bewunderung stehen kann.

Mit wie gutem Gewissen wir in dem heutigen Abschnitt der Geschichte der Photographie von einer Lichtbildkunst sprechen können, und das trotz den unverbesserlichen Ästheten, die in ihr immer noch nur das mehr oder minder geschickte Erzeugnis einer Maschine sehen wollen, mag eine Durchsicht der Schau 1937 des rühmlich bekannten Jahrbuches „Das deutsche Lichtbild“ (Bruno Schults Verlag, Berlin-Grünwald) erweisen.

Wenn ein Kunstwerk nach Emile Zolas berühmt gewordener Definition „ein Winkel der Schöpfung, gesehen durch ein Temperament“ ist, dann darf man die Mehrzahl der in diesem schönen Buch veröffentlichten Lichtbilder ohne Zögern Kunstwerke nennen. Denn bei ihnen allen tritt die technische Note, ob sie schon manchmal erstaunlich entwickelt ist, in den Hintergrund vor dem Temperament, das heißt vor der Persönlichkeit des Lichtbildners, vor seiner Seh- und Empfindungskunst.

Es soll hier keine Besprechung des wertvollen, für den augenblicklichen Stand der Photographie ungemein aufschlußreichen Werkes gegeben, keine Kritik, die kaum viel zu kritisieren hätte, versucht werden. Vor solch ausgewählten Stücken eines kulturbewußten, sauberen und empfindungsreichen Sehens, wie es sie so beglückend aufweist, mag man lediglich wünschen, daß die Lichtbildneret von heute insgesamt die schöne Höhe erreiche, auf der jene stehen, und daß die Geschichte der Photographie auf diesem Wege der Individualität, der Persönlichkeitsleistung bleibe und immer weiter vorwärtsschreite.

Einiges Grundsätzliches soll hier hingegen zu ein paar gleichzeitig wiedergegebenen Aufnahmen zu sagen unternommen werden; gemeint sind die Beispiele der in der Lichtbildneret neuerdings einen breiteren Raum gewinnenden Mikrophotographie und deren Auswirkungen.

Man kennt die seit einiger Zeit nicht seltenen Lichtbilder von irgendwelchen Gegenständen usw., die, aus Ebenen aufgenommen, von denen aus wir sie zu betrachten gemeinhin nicht gewohnt sind, dem Betrachter Rätsel, manchmal gar nicht zu lösende Rätsel aufgeben. Steckten in ihnen schon Keime zu einem neuen Sehen unserer Umwelt, so hat dann die

Mikrophotographie — wohlgerne die von künstlerischen Instinkten oder von bewußtem Kunstwillen geleitete! — ein gänzlich neues Feld der Naturbetrachtung nach künstlerischen Gesichtspunkten eröffnet.

Den Mikrokosmos zur Bereicherung künstlerischer Ausdrucksformen zu benutzen, ist an sich nicht neu. Haecckel zum Beispiel hat es versucht. Freilich ging er in seinen „Kunstformen der Natur“ von der falschen Voraussetzung aus, daß der ornamentale Reichtum seiner Radiolare und Geißeltierchen an sich schon Kunst sei. Viel Gefolgschaft hat er denn auch bei den Künstlern nicht gefunden. Und wo dies doch der Fall war, bewies die völlige Unzulänglichkeit der Resultate solchen Naturformenabblattsches, wie wenig die Nachschöpfung als solche schon Kunst ist, wie sehr sie vielmehr zur Kunstwerdung des Durchganges durch ein Temperament, durch die künstlerische Persönlichkeit bedarf. Verschiedentlich aber sind Formen des Mikrokosmos von Künstlern auf von sich aus gefundenem, nicht durch den Wissenschaftler vermitteltem Wege mit schönem Erfolg als Mittel zu neuer Formengestaltung, vorzüglich in der Gebrauchs- und Schmuckgraphik, verwendet worden. Doch scheinen auch sie bei einer Stilentwertung, die sich inzwischen schon wieder gegenfänglich zu solchem Ausstattungs- und Schmuckwillen orientiert hat, kaum noch einen Gewinn und Fortschritt bieten zu können.

Es wäre somit ein ebenso müßiges wie inkonsequentes Beginnen, wollte man nun, aufs neue bestochen durch den ungewöhnlichen und vorher nie erbauten Formenreichtum, der sich in den Proben moderner Mikrophotographie nach künstlerischen Gesichtspunkten aufzutut, ihre Anwendung und Umwandlung bei der Gestaltung von Kunst befürworten. Im Gegenteile ist dringend zu wünschen, daß sich weder der Künstler, noch die Industrie dieser so überaus reizvollen Gebilde zu Zwecken bemächtigt, deren praktische Anwendung zuletzt doch in einer erneuten Verkütschung und gefährlichen Stillosigkeit — da Naturformen eben keinen Stil in künstlerischem Sinne haben — enden müßte.

Aber, wird der eine und andere fragen, welchen Zweck denn können sie haben, wenn sie nicht zur Bereicherung der Kunst durch ihre Verwendung dienen sollen? Kann man sich nicht vorstellen, daß ein Teppich, nach einem Muster wie etwa die Abbildung auf Seite 105 in geschmackvollen Farben ausgeführt, ebenso schön wie irgendein Perser und vielleicht wesentlich schöner als manche „modernen“ Teppiche sein könnte? Warum sollte nicht eine Tapete wie Abbildung Seite 107 als Mustervorlage mindestens so hübsch wie irgendeine mit Röschen und Ranken sein?

Zuerst einmal sei darauf geantwortet, daß die Frage nach dem Zweck dieser Aufnahmen der Absicht ihrer Gestalter bestimmt entgegensteht. Sie sind durchaus als „Ding an sich“ zu werten, die nur den einen Zweck haben, auf ihre Art vollendet zu sein. Darüber hinaus begünstigen sie eine Kunstanschauung, die nicht fragt: „Was stellt das vor?“, sondern die solche Gebilde rein gefühlmäßig auf sich einwirken läßt. Näher hierauf einzugehen, verbietet Absicht und Umfang dieser Ausführungen; es ist, mit Fontane zu sprechen, „ein zu weites Feld“. Nur soviel sei noch gesagt: es tun sich hier Gesichtspunkte auf, die in den Dingen der Kunst vor Jahrhunderten jedermann geläufig waren, und die der — wenigstens in bezug auf sein Gedankengut — sehr zu Unrecht verschriene, weil nicht begriffene „Expressionismus“ theoretisch durchaus erkannt und wiedergewonnen, wenn auch praktisch umzuwerten nicht verstanden hat.

Schaltet somit die praktische Verwendung dieses Zweiges der Lichtbildkunst als Vorlage für eine, „neue“ Ornamentik hoffentlich aus, so besagt das aber nicht, will man sie unbedingt einem Zweck entgegenführen, daß der sich nicht für sie finden könnte. Ja, es scheint, hier sind sogar Möglichkeiten, die, versteht man sie recht zu gebrauchen, wert-



Aus dem Jahrbuch 1937 „Das deutsche Lichtbild“, Bruno Schuss Verlag, Berlin-Grünevald.

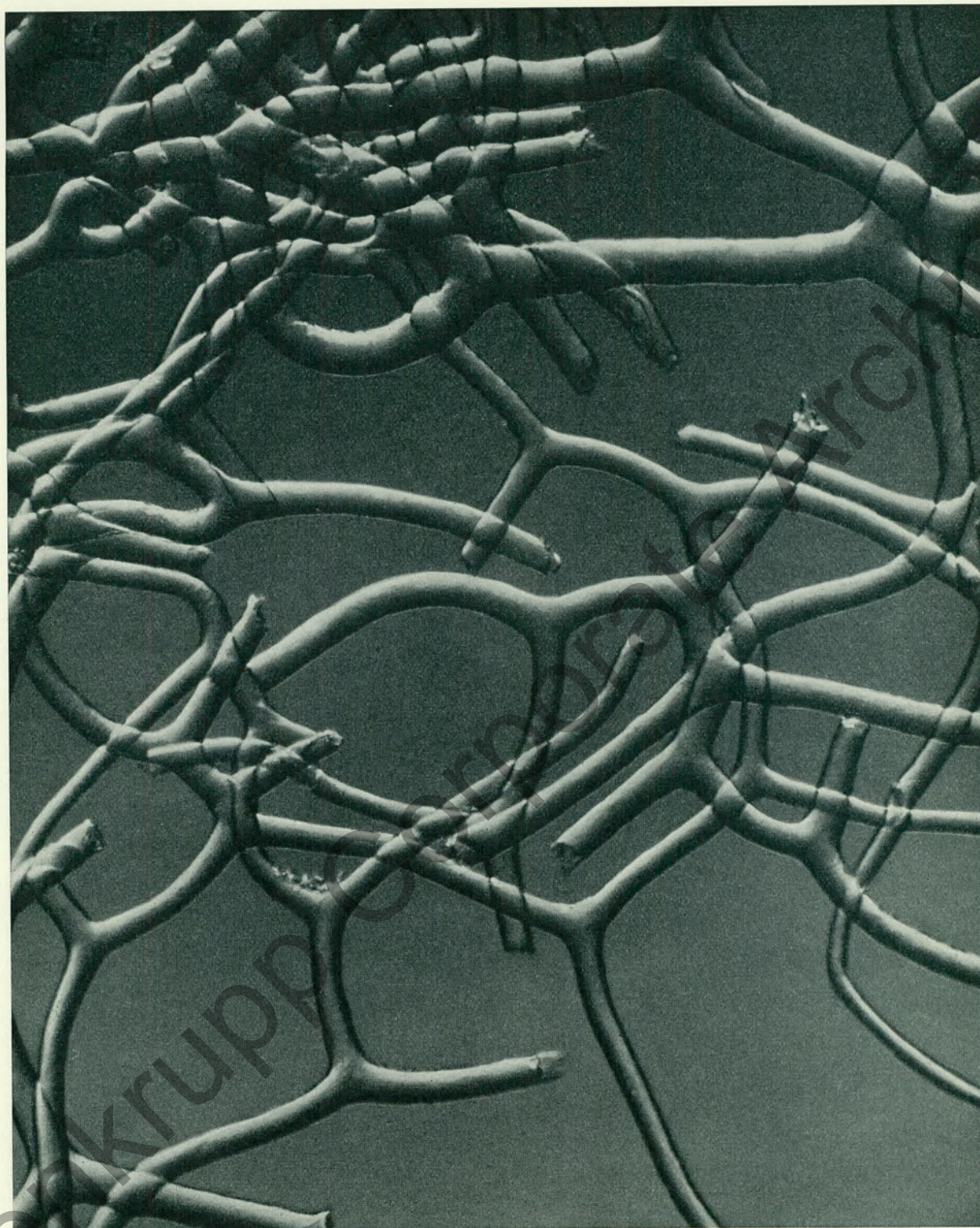
Lichtbild: Romanus Schmeblit.

Prismenbild eines belanglosen Mikropräparates.

volles Neuland auf dem Gebiet kunstbestimmter Anwendung zu erbringen geeignet sind. Zudem man sie nämlich unmittelbar, d. h. ohne Umwandlung in irgendwelche andere Techniken oder Reproduktionsmethoden, benutzt. Genauer gesagt: durch Verwendung so wie sie sind, als lichtbildnerische Erzeug-

nisse. Oder an einem konkreten Beispiel: indem man sie als Vorsatz und Umschlag für Bücher, als Umkleidungsmaterial für alle möglichen kunstgewerblichen Dinge usw. gebraucht.

Wäre damit einmal den Geschmacklosigkeiten, die gerade auf den Gebieten der angewandten Kunst immer wieder ihr



Aus dem Jahrbuch 1937 „Das deutsche Lichtbild“, Bruno Schulz Verlag, Berlin-Grünewald.

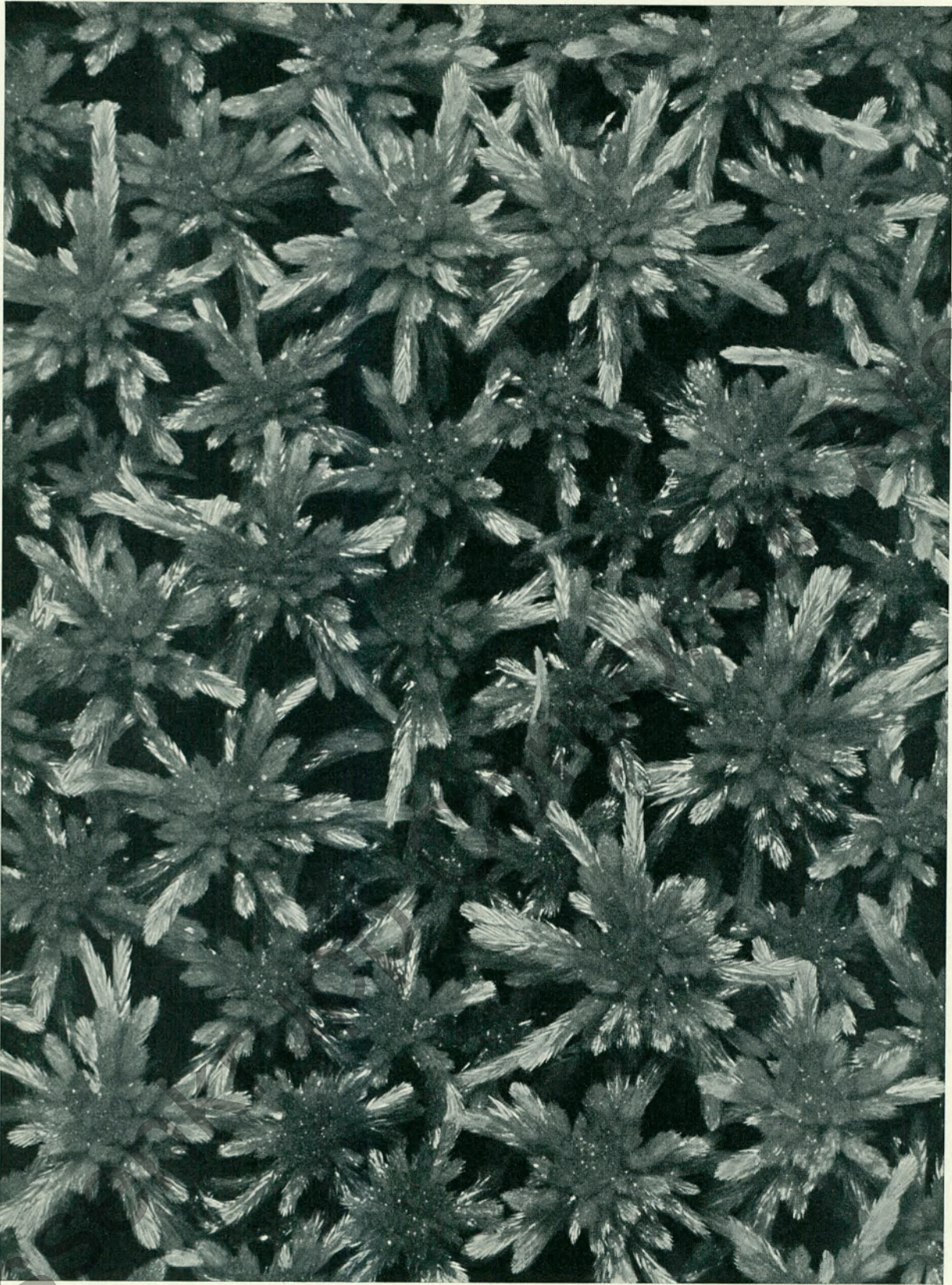
Lichtbild: Carl Strütve.

Struktur des Badeschwammes.

schwer zu vertreibendes Wesen haben, ein Damm der Abwehr gesetzt, so würde zum andern und an Wert weit über diesen Vorteil hinaus die von keinerlei Mode und Geschmack beeinflusste und beeinflussbare, gewissermaßen zeitlose Naturformenphotographie wirklich ein neues Feld kulturbeflissener Gestaltung erschließen. Könnte sie sogar mit ihrer abstrakten Formenwelt die leidige, für die Entwicklung des allgemeinen Kunstgefühls so schädlich gewesene Frage „Was stellt das vor?“ zugunsten einer Einstellung, die die Werke der Kunst wieder mit seelischen Augen zu betrachten lernt, zu verdrängen

nicht unwesentlich mithelfen und sie so mit aus der Sackgasse führen, in die sie ihre Beurteilung nach der äußeren Wirkung anstatt nach ihrem inneren Gehalt gebracht hat.

Das mögen reichlich kühne Gedankengänge und Wünsche sein. Sie als absurd und unmöglich zu bezeichnen hieße, der Lichtbildnerei und ihrer Geschichte ein baldiges Ende anzuzusagen. Denn weder von der Farbenphotographie noch von irgendwelcher anderen, notwendig im Technischen liegenden Erweiterung ist eine wesentliche Zukunft für die Lichtbildkunst zu erwarten. Und womit anderes noch könnte diese, bei



Aus dem Jahrbuch 1937 „Das deutsche Lichtbild“, Bruno Schulz Verlag, Berlin-Grünewald.

Lichtbild: Karl U. Jarnasty.

Torfmoos.

der Beschränkung, die das Objektiv nun einmal selbst dem Genie aufzwingt, sich eröffnen?

Wenn wir dennoch von einer solchen wesentlichen Zukunft der Lichtbildkunst, vor allem in ihrer Beziehung zur Kunst

ganz allgemein, voll überzeugt sind, so hat an dieser Meinung die Mikrophotographie mit ihren Möglichkeiten als Kunstmittel und Kunstvermittlerin den allgeringsten Anteil.

Hermann Rohde.

Der Osterdachs.

Von Willi Steinborn.

„Ich lade Sie zu einem Osterspaziergang ein“, sagte der alte Lehrer zu seinem jungen Kollegen.

Der Junge erwiderte nichts; er sah an dem Alten vorbei und schüttelte nur heftig den Kopf.

„Was ist mit Ihnen?“ fragte der Alte besorgt und trat näher an ihn heran.

„Ich — ich halte es nicht mehr aus hier!“ rief der Junge erregt.

„Warum nicht?“

„Weil, weil — ach, rings umher, wohin man sieht, überall sind herrliche Fernen, die große Welt, und Wunder über Wunder; vernehmlich ruft das Leben herüber: Komm! — und hier ist alles wunderlos, gleichmäßig tot, und die jungen Jahre verbrennen nutzlos, und — ich muß fort, verstehen Sie?“

„Ja, ja, o wie ich das verstehe!“ erhob der Alte seine Stimme zu überraschend innigem Klang, aber weil ich es verstehe, bitte ich Sie, mit mir zu gehen — widersprechen Sie nicht: haben Sie Jahre verderben lassen, was zählen die paar Stunden, die ich von Ihnen fordere! Ich bitte Sie nochmals — können Sie mir das abschlagen?“

Der Junge wurde wandelnd: „Wenn —“

„Kein Wort weiter!“ bemächtigte sich da der Alte seiner; er nahm ihn am Arm; „und bis wir im Freien sind“, sagte er, „habe ich Ihnen von meinem Osterdachs erzählt, dann sollen Sie frei sein und weiter entscheiden.“

Also:

Ich hatte in meiner Jugend ein merkwürdiges Frühjahrsleiden, und immer um die Osterzeit steigerte es sich so, daß ich es nicht mehr beherrschen konnte. Da betamen nämlich die Horizonte Gewalt über mich, ja, die Horizonte — wundert Sie das? Und ich bin tatsächlich einige Male wie unter fremdem Willen stehend aus der vermeintlichen Enge, dem nahen Nichts, hinausgelaufen, fort, den Horizonten entgegen, Stunden um Stunden, Tage, Nächte, immer auf sie zu, immerfort, auf sie, sie. Allmählich begann ich mich vor jener Zeit zu fürchten, denn auf keinem dieser Gänge bin ich an den Horizont, in die Ferne, in das Wunder, zu dem Leben gelangt, aber die Sehnsucht danach wurde gerade deswegen erschreckend heftiger. Und da ich in die Jahre kam, wo mir auch in diesen Tagen Pflichten oblagen, war vorauszu sehen, daß eine Katastrophe — ja, ich konnte ihren Eintritt beinahe schon berechnen.

Da begegnete ich dem Dachs.

Ich streifte an einem Ofertage bereits wieder in den Hügeln ein gutes Stück vor der Stadt umher, nur noch nicht völlig schlüssig, welchem Himmel ich mich endgültig zuwenden sollte, aber sonst schon in jener Seelenlage, in der die Vernunft nichts mehr gilt, sondern allein der Klang der Sehnsucht — da traf ich ihn. Er war damit beschäftigt, auf einer feuchten Wiese vor dem Walde eine Mahlzeit zusammenzusuchen; er kratzte die Grassohle ein wenig auf, schob dann seine Nase hinein und sprengte mit der Kraft seines Genicks das Wurzelwerk auseinander; danach schien er freigelegt zu haben, was ihm mundete, er genoß und watschelte sogleich zu einer andern Stelle, wo er etwas vermutete, was ihn laben konnte.

Ich war stehengeblieben; noch niemals hatte ich einen Dachs gesehen, und ich war höchst verwundert, solch ein merkwürdiges Wesen in meinem Umkreis anzutreffen. Alles an ihm kam mir merkwürdig vor: die Form seines Kopfes, seine Krallenfüße, sein Fell, sein Dreizackschwanz und sein selbstvergeßenes leises Quietschen, das er unter der Wühlarbeit ausstieß.

Auf einmal erblickte er mich — ich mußte wohl einen dünnen Zweig zertreten haben, als ich ihm vorsichtig folgte, wie er sich von mir ein Stück entfernte —, er gab einen Schrecklaut von sich und trabte davon. Indes kam er nicht so vorwärts, daß ich nicht gut Schritt halten konnte. Auch sein Galopp, in den er sich schließlich warf, brachte keine nennenswerte Geschwindigkeit auf. Offenbar war er noch nicht lange aus dem Winterschlaf erstanden und hatte noch nicht genügend Sonne in sich gesogen, um Kraft genug zu besitzen, einem Verfolger entgegen zu können. Er gab denn auch seinen Fluchtversuch bald

auf und kroch in das überjährige dürre Laub unter einen Haselstrauch. Dort blieb er hocken und rührte sich auch nicht, als ich mich ganz nahe zu ihm kniete. Nur ein schneller Atem bewegte ihm das Fell.

Ich blieb von seinem Anblick wie verzaubert in meiner unbequemen Stellung. Und meine Augenlider wagten kaum zu zucken, und seine dunklen Augen sahen mich an, mich, und ich weiß nicht, wie mir geschah und was mich durchzog. Nirgends hatte ich die Welt offen gefunden, nirgends lebendig, nirgends

mir zugetan — hier war mir nun plötzlich, als blickte mich die Welt an und gewährte mir einen Eingang, öffnete mir ein Tor, schenkte mir das Wunder. Freilich erkannte ich nichts, entschleierte sich mir nichts, aber ich sah das Geheimnis leben, das geheime Leben mir offenbar werden, hier, jetzt, dicht vor mir, in diesem Augenblick! Und eine ungeheure Erregung durchbebte mich, und doch eine niemals zuvor gekannte glücklich schwingende Ruhe . . .

Wie lange ich damals verharrte, weiß ich nicht. Mein gewöhnliches Bewußtsein kam mir dadurch wieder, daß mein rechtes Knie unerträglich zu schmerzen anfing, weil ein spitzer Stein sich allmählich eingebohrt hatte. Ich stand auf, atmete lange tief befreit und bin dann nach Hause gegangen.

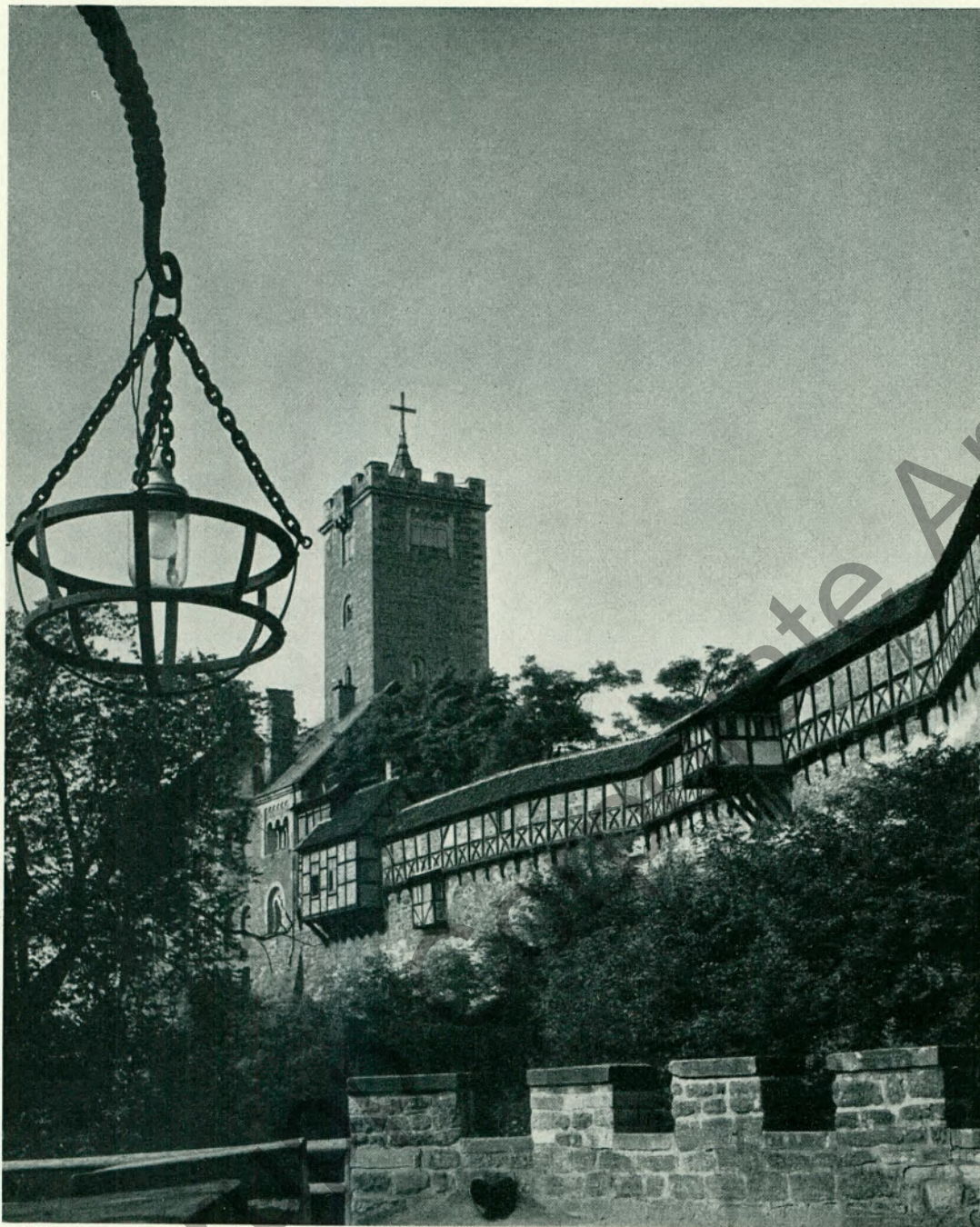
Niemals wieder habe ich den Dachs gesehen. Aber immer, wenn die Horizonte sich lockend und verführerisch vor mir aufheben, gehe ich ihn suchen. Finde ich auch nicht ihn, so ist doch immer ein andres Stück Welt da, dem ich fortan begegne, ein kleines Ganzes, aus dem rätselhaft und doch so über alle Massen tröstlich das große Ganze hervorleuchtet, ein Reh, ein Vogel, eine Eidechse, ein Schmetterling, um mich, mir ganz nahe — man muß nur einmal sehend geworden sein.“

Über dieser Erzählung waren sie vor die Stadt gelangt. Der alte Lehrer blieb stehen. „Wollen Sie mit mir gehen, den Osterdachs suchen?“ fragte er unvermittelt seinen jungen Kollegen.

„Ja“, sagte der.

Und sie gingen.

*Müßet im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten!
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen:
Denn was innen, das ist außen.
So ergreift ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis! Goethe.*



Die Wartburg.

Offenbarung in deutscher Landschaft.

Eine Sommerfahrt von Jakob Schaffner.

Sonderbildbericht für „Das Werk“: Ruth Hallensleben.

(6. Fortsetzung.)

Copyright: Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Thüringen.

Eisenach und Wartburg.

Unser Weg nach Thüringen steht uns nun offen. Am Nordrand der Rhön entlang treffen wir bei Butlar die Ilster, die aus dem Rhöninnern kommt, und bei Bacha wieder die Werra, die hier die Grenze zwischen der Rhön und dem Thüringer Wald macht. Wir folgen ihr. Der Freund ist froh, es wieder laufen lassen zu können. Die Werra hat ein freies, breites Talbett mit einer guten, festen Straße. Er hat ein

wenig gelitten, aber er trägt nicht nach. Am Ende ist ihm doch seine Lebenskenntnis erweitert, ob er will oder nicht. Auf beiden Seiten begleiten uns waldige Hänge. Charaktervoll steht rechts die Bastei des Böllers in der weiten, offenen Werraschleife. Jetzt geht die Eisenacher Landschaft auf mit dem Westhang des Waldes, und schon ist alles Wartburg. Wir verlassen auch die Werra, und mit dem Hörfelßflug brechen wir in einen Mittelpunkt der deutschen Denk- und Lebensweise ein. Eisenach heißt eigentlich Johann Sebastian Bach. Hier nahm der gewaltigste musikalische Strom Deutsch-

lands und der Welt seinen Ursprung, denn auch in der deutschen Musik ist alles Johann Sebastian Bach, ja, das gesamte Geistesleben ist ohne ihn so wenig denkbar wie ohne Luther. Stark und schwingvoll in grüne Berge eingebettet liegt die Stadt da und macht uns Lust zu Deutschland und zu seinem Eigensten und Geheimsten. Wie alle Thüringer Städte hat auch Eisenach kein aufsehenerregendes Bauwerk, keinen Dom, kein mächtiges Schloß. Alles, was dies Land besitzt, das besitzt es im Geist, das ist Seelenentfaltung, ist Stimme, ist Wort und Klang des All-Einen, und das hat es aus der Bewegung, nicht im Starren, Gebauten. Das wird noch deutlicher, wenn wir die Wartburg hinzuziehen, womit gleich ein ganzer Geisterchor herbeitritt. Wohl ist die Wartburg ein großes Bauwerk, aber sein Zauber liegt im Leben, das sich vom Sängerkrieg bis auf diese Tage darin abspielt, deutsches, nationales Leben im Geist und in der Schönheit. Die Städte gleichen dem Wald, der ebenfalls keine großen Höhen, keine ragenden Felsen, Klüfte und Schneefelder hat. Aber er hat es im inneren Leben, im Geheimnis, in der Sage des Herzens, wo die wandelnden Gebilde erstehen, aus denen das Volk lebt.

Mit tiefen unregelmäßigen alten Gassen baut sich Eisenach am Fuß des Wartburgberges und an der Hörfel hin. Hörfel, Hörfelberg, Lannhäuser, da taucht gleich wieder Sagenlandschaft auf. Die Venus, die das christliche Fabulieren in den Hörfelberg gebannt hat, wird wohl ursprünglich die Freya gewesen sein, die hier besonders verehrt wurde. Stets urförmiger wird der Raum. Hier ging immer etwas vor. Es liegt in der Landschaft, daß da unaufhörlich gestaltet und „gesagt“ wird. Droben das Nikolaitor mit der romanischen Kirche des gleichen Namens. In dem alten Haus am Frauenplan ist Bach zur Welt gekommen, und die Mathematik des Weltbaus fing an zu tönen. Ist der ein Barockmusiker? Nein, es ist die alte deutsche Welt, die noch einmal in Klängen und Rhythmen auflebt. Ein Barockmusiker ist Händel, aber dieses Maßwerk für das Geisterohr, dies Streben und Ragen, dies fühne In-Beziehung-Setzen, zarte Formen und geistvolle Rechnen ist reines Mittelalter. Man muß ungeheuer musikalisch sein, um Bach gut zu spielen und in der Tiefe zu erleben, und man kann jenes in der Vollendung tun und ist doch nicht von seiner Welt. Wer bei Bach vom Abstrakten und vom Verstandeserlebnis spricht, der ist nicht berufen, mag er ihn bis zum letzten Exempel rechnerisch aufgelöst haben. Man hat das versucht und es damit weit getrieben; es kam eine hochinteressante Untersuchung dabei heraus, aber der eigentliche Bach war verflüchtigt. Das ist wie mit dem Leben und der Chemie oder der Mechanik: es stimmt immer alles, aber inzwischen sitzt das Leben auf dem nächsten Stern und lacht. Nein, Bachs Musik ist eine rein sinnliche, wirklichkeitsfrohe, gegenwärtige, duftige, tragische, hoheitsvolle, kindhafte und göttliche Klangoffenbarung, die unbedingteste und geistigste aller Jahrtausende. Das ist ja das deutsche Geheimnis, diese innige Verbindung von Lebenhaftem mit Seelenhaftem und Geisthaftem, dieser Zusammenklang der Dreiheit, bei der die meisten nötig haben, eine Beziehung wegzulassen, um sie überhaupt handhaben zu können. Ob das Jakob Böhme ist oder Leibniz, der Domerbauer von Bamberg oder Goethe, es kommt immer auf dasselbe heraus. Ich kann auch sagen: der Volksbaumeister Hitler, und wir sind wieder am gleichen Punkt. Es ist da nichts zu holen für den Verstand der Verständigen. In Deutschland wird ein Zusammenklang der ewigen Gegensätze durch eine Genieveranlagung oder gar nicht. Das ist der Grund des deutschen Reichthums an Genies, blendenden Zeitaltern und unbegreiflichen Zusammenstürzen. Die Talente können Deutschland nicht vorwärtsbringen, und wenn sie noch so groß sind.

Und jetzt sind wir richtig eingestellt, um zur Wartburg hinaufzusteigen. Der Geist der Erde weiß es, wir haben in

diesem weitbekannten Land zu denken und zu reden, als ob wir auf der Expedition durch einen neuentdeckten Erdteil begriffen wären. Da ragt sie auf mit ihren Zinnen und Türmen und ihrer tiefen Geisterwelt. Nein, nein, man kann nicht von den großen Wallfahrtsstätten der Deutschen sprechen, ohne neben Maulbronn und der Marienburg auch die Wartburg zu nennen. Das sind die drei hohen Wahrburgen des Geistes und der Geister. Sobald wir in die Vorburg eingetreten sind, sehen wir: das ist nicht nur eine berühmte, es ist auch eine schöne Burg. Gleich der erste Hof hat uns; mit Tor, Brunnen und Erker ist er eine Welt für sich. Aber in der Hauptburg geht es erst ganz auf. Der romanische Saal mit dem Letzner ist so zauberhaft gedichtet, daß du dich eher in einem alten Märchen fühlst als in einem Raum aus Steinen. Es ist das kostbarste von der Magie des romanischen Jahrhunderts. Hier kann gut solch ein im Gedächtnis des Volkes unverlöschliches Ereignis stattgefunden haben wie der Sängerkrieg. Hier hielt der Landgraf Ludwig von Thüringen, der vierte, mit seiner frommen Gemahlin Elisabeth seine Empfänge und feierte seine Feste. Mit einer gewissen Betroffenheit sagst du zu dir in der Kemenate der heiligen Frau: „Ja, es ist Wirklichkeit gewesen. Da ist die feinerne Zeugenschaft zurückgeblieben neben der redenden in der Sage!“ Dasselbe sagst du noch einmal und noch näher berührt droben in der Lutherstube. Was für ein furchtbares und wunderbares Gebilde ist dies Volk, das auf einer Stelle gleich drei überlebensgroße Offenbarungen bewahrt. Hier in dieser einfachen Kammer, mit dem Blick auf Wald und Gebirg, übersetzte er die Bibel, das Buch, aus dem der deutsche Mensch durch vier Jahrhunderte hindurch gelebt hat. Furchtbar und wundersam ist auch das: er muß zuerst durch das Judentum hindurch wie durch das Römer- und Griechentum, um zu sich selber zu gelangen; solch einen weiten und verwickelten Weg hat er zu seinem Selbst. Wird er nun die zeitbestimmende Epoche der großen unmittelbaren Einfalt eröffnen?

Schwind hat sie mit Bildern ausgestattet, diese Burg. Wagner hat sie verherrlicht. Das ganze deutsche Volk liebt sie. Es liebt sie um des Sängerkriegs willen. Die Katholiken können sie lieben um der heiligen Elisabeth willen, die Protestanten um Luthers und der Bibel willen. Viele von uns lieben sie, weil das Licht Walthers von der Vogelweide über ihr schwebt. Wie oft wird Fritz Reuter, der die letzte Zeit seines Lebens in Eisenach verbrachte, schauend in frohem und ernstem Denken hier heraufgestiegen sein! Hier auf dieser Terrasse stand er wie wir beim Abendwerden und sah dem Sinken der Sonne zu, die jetzt weit hinter dem Hessenland in einem Blutbad von brennendem Gewölk zur Neige geht. Über das erstarrte Meer von Waldwogen rauscht unhörbar ein zweites Meer von Licht einher, um alles im Tiefsten erbeben zu machen, was von seiner Brandung berührt wird. Ein Erzittern geht durch alle Lannentwipfel. Durch die Täler rinnen rot die Bäche vom Abschiedsopfer. Stufenweise wallt die Ehrfurcht nach den Höhen hinauf, auf deren Spitzen das schmerzlich hilflose Lodern und Verlodern des Liebesdankes vor sich geht. Aber das, was dich am tiefsten erfaßt und am machtvollsten erschüttert, das ist die weihevollte Stille über diesem Wald. Kein Laut klingt aus der schwermütigen Weite auf. Die Hänge entlang irrt es wie stummes Erhängen vor der nächtlichen Verlassenheit. Das Rot wechselt trauernd in Violett, während auf dem Grund der Täler die kalte Nachtschwärze heraufdrängt. Plötzlich werden die Höhen leer. Das letzte Licht hat sich aufgehoben. Mit lächelndem Kummer schwebt der holde Schwarm unter den Wolken hin davon: Euch wird wieder Morgen werden, aber es werden andere Lichter sein, die euch verklären. Wir gehen jetzt sterben. Es ist alles schön gewesen. Seid gesegnet mit dem Holdesten und dem Innigsten, was die Mutter in der Gewalt hat. Noch ein graues Verlöschen den Rändern entlang. Eine Höhe nach



„Gleich der erste Hof hat uns; mit Tor, Brunnen und Erker
ist er eine Welt für sich...“

der anderen versinkt, während der augenlose Zug der Entwestheit durch die Täler geht. Dann ist der Wald mit sich allein. Den Geufzer kannst du nicht hören, du siehst ihn bloß. Das Gewölk sinkt tiefer herein. Leise macht sich der Nachtwind auf. Aber noch lange schwebt über dem Grab der Sonne ein tröstendes Zeichen. Außerdem wird es dort nun immer heller und freier, und zuletzt erscheint wie in Schleiern der Abendstern. Da ist schon in breiten Jüngen Schlaf und Traum über den Wald hereingezogen. Aus einem Tal klingt der erste Eulenschrei auf: ein Käuzchen.

Der Kennsteig.

Am anderen Morgen in der Frühe machen wir uns zu einer Wanderung auf. Es gibt da einen uralten Höhenweg, den sogenannten Kennsteig. Ihn muß der Freund kennen, wenn er den richtigen Begriff vom Wald bekommen will. Er ist seine Seele, sein Geheimnis, seine Höhe und Tiefe, das innerste Erlebnis des Waldes. Er liegt nicht bequem und offen da. Er will gesucht und aufgefunden werden wie viele Erlebnisse der nördlichen deutschen Welt, er will erobert und zugleich erliebt werden. Wir wandern und schauen. Der Weg steigt. Der

Weg schläft. Schlafend, träumend und tief verschwiegen führt er uns seine Heimlichkeiten entlang. Bald sind wir im wildfremden Wald drin. Hohe Tannen stehen umher, zwischen ihnen tausendjähriges Schweigen. Ewige Dämmerung liegt auf diesem Weg. Wie alt er ist, weiß niemand. In wuchern-dem Gebüsch versteckt schlafen seit Jahrhunderten seine Marksteine. Verwachsen, streckenweise vollkommen verwaldet, muß er immer wieder ermittelt werden. Hier ist es schon nordisch, geheim, schreckend, scheinbar bahlos, streckenweise urzuständlich. Vom Inselsberg ein erster und gleich unbegrenzter Blick in die norddeutsche Tiefebene. Da liegt sie und braut. Ewig braut sie. Weiter. Auf einer mystischen Höhe ein Bestand gewaltiger Borzeitbuchen und darunter ein schiefstehendes rohbehauenes, verwittertes graues romanisches Kreuz. Niemand kennt seine Herkunft, niemand seine Bedeutung. Es ist vielleicht der äußerste Schritt, den das Christentum hier herauf getan hat, und auch schon wieder verschollen. Einmal führte der Geist der Zeit einen aufgeschreckten deutschen Mönch hier vorbei, einen Glaubensmenschen und Gottesstreiter. Vielleicht lag tiefes fieselndes Gewölk auf der einsamen Höhe. Vielleicht sah er im Vorbeifahren auf der Straße nach Schmalkalden im Wolkenbrauen die Urgestalten wallen, die ewig nicht von diesem Boden loskommen, denn hier lag ganz zweifellos ein germanischer Thingplatz. Dunkel und wolfig wie jene ist der protestierende Mönch vorbeigefahren in seinem Sturm. Hörte er das dumpfe wohlgefällige Murren hinter sich: „Es sieht nach Aufbruch aus!“

Wanderst du erst Stunden? Wanderst du schon Tage und Wochen? Du willst es gar nicht wissen. Die Zeit versinkt dir; mächtig steigt dir Raum auf und immer mehr Raum. Der Name dieses Raumes heißt Einsamkeit, und sein Wesen ist Weltverlorenheit. Der Weg fällt. Der Weg steigt wieder. Aus einem grünen Grab arbeitest du dich, immer tiefer in dich versinkend, hinauf. Der Donnershauk, der Name eines germanischen Gottes klingt an. Weite Strecken von Baumschlag. Wie vom Sturm und Blitz gefällt liegen die gefällten Stämme durcheinander, darüber hinweg Sturzblick in geheimnisvolle Täler. Junge Anforstungen. Halbwüchsiger Wald. Wieder Hochwald. Du wanderst stundenweit, halbe Tage weit, ohne eine Menschenseele zu treffen, ohne eine einzige Dirschaft zu berühren. Tiefe versunkene Waldeinsamkeit, Spedite, Hirsche, ein schwermütiger Blick in ein einsames Waldtal, eine große, stille Folge von Höhenzügen, alle mit dunklem Wald bestanden. Immer wieder ein Durchbruch nach der norddeutschen Tiefebene hinaus, wo ewig die zuckende Dunstwand weht.

Manchmal mußt dich der Wald an wie ein urmächtiges wogendes Meer, dessen Bewegung ein Schöpferwort zum Stehen gebracht hat. Mitten in diesem Meer: Ilmenau, das Bergwerk, dessen Namen mit einem großen Franken verknüpft ist, einem Franken, der durch Wahl und Schicksal Thüringer wurde. Dort finden wir welteinsam das Borkenhäuschen mit dem vielgesungenen Worte: „Warte nur, balde ruhest du auch!“ Du siehst und liest und fühlst Unausprechliches. Ringsherum Tannenwipfel. Das leise Säusen des Höhenwindes. Der heilige Gang der Jahreszeiten. Die stillstehende Wogenlinie der Bergzüge. Die großäugige Tiefe zwischen den Stämmen. Und das Andenken an einen einzigen deutschen Menschen, dessen Größe noch heute nicht voll ausgeschöpft ist. Was in diesem Land scheinbar widersprechend und ewig eins gegen das andere steht, das ist nichts als der zueinander strebende und baumeisterlich hochdrängende Druck der Landschaften und Stämme, der in den höheren und hohen Lagen des Lebens die wunderbaren Werke der Einzelseele und der Gemeinschaft errichtet hat, an denen wir Deutschland erkennen.

Am Ende stehen wir noch einmal im Hof der Wartburg. Vielleicht könnte sich da inzwischen etwas begeben haben. Diesem prophetischen Gemäuer darfst du nie ganz trauen.

Zuerst die heilige Elisabeth, dann Martin Luther — und jetzt. Wieder ist eine Zeit erfüllt. Aber der Geist fährt woher und wohin er will. Nimm Abschied von stumm verkündenden Waldhöhen und schweigenden Jahrhunderten. Tagelang, wochenlang, jahrelang kannst du hier immer wieder stehen, schauen, horchen und denken. Mit dem Glauben wird man nie fertig, und mit dem Schauen wird man nie fertig. Noch lange werden dir diese Türme und Zinnen in den Traum hineintragen. Den Blick von der Terrasse auf das erstarrte Meer von bewaldeten Bergen weit hinaus wirfst du behalten als unverlierbares Seeleneigentum. Manchmal im Drang des Lebens und in seinen verwirrenden Nöten wird es gut sein, sich an dies einfache sinnerfüllte Ragen und an die schweigende Predigt zu erinnern.

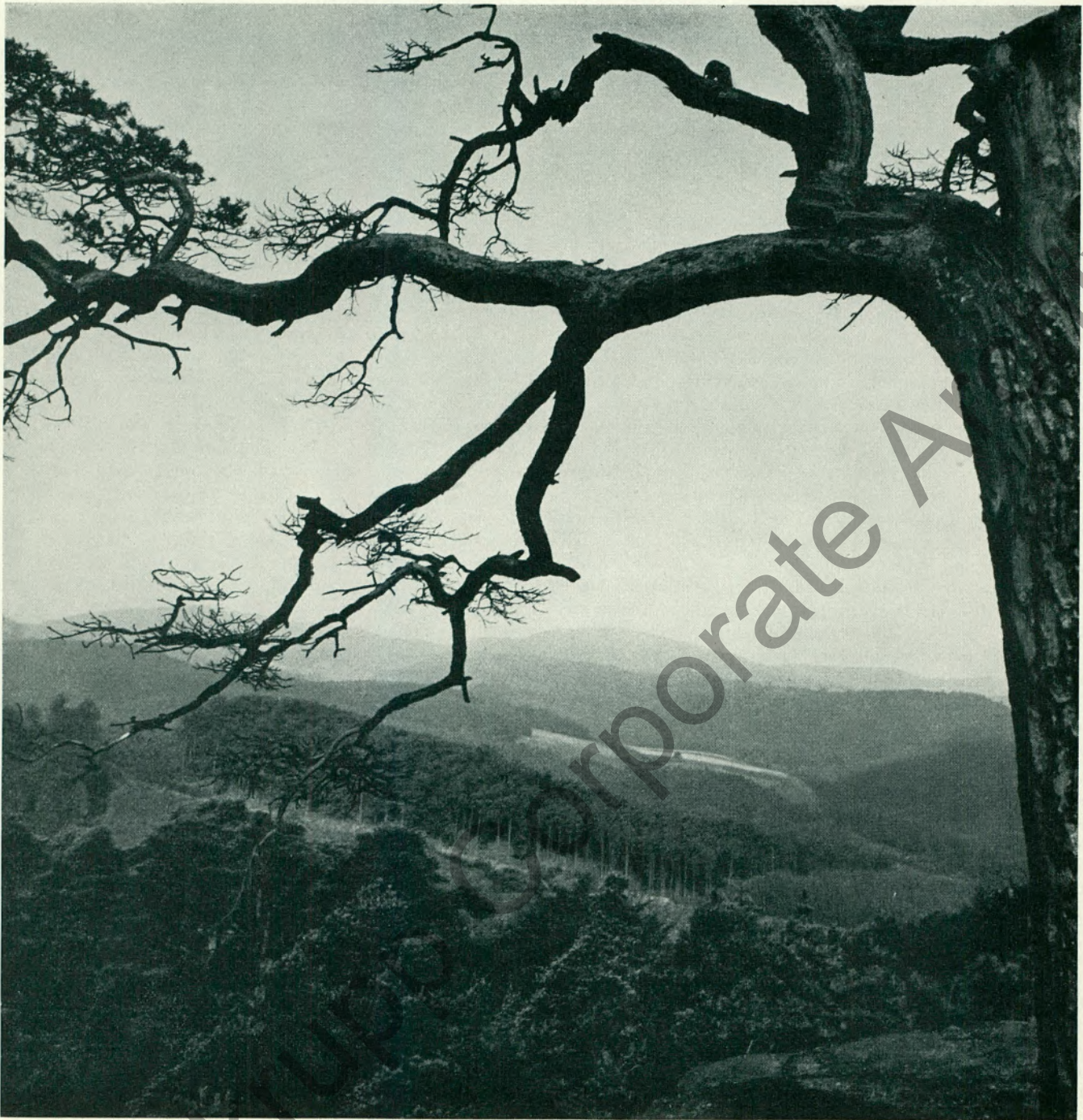
Wieder hinab in die Ebene und weiter. Wie Mammute ziehen die Hügel mit. Einmal winkt der Hirsberg. Welcher Mann geht eigentlich seinen Weg durchs Leben, der Blut und Hochsinn hat und nicht wenigstens einmal den Spuren Lannhäufers folgt? Nicht jeder braucht „Erlösung“. Mancher macht das mit sich selber ab, ohne im Kreuz einzubrechen, aber hindurch muß auch er.

Durch eine stille, offene Hügellandschaft, hingewiegt wie durch ein Lied, kommen wir endlich nach Weimar.

Weimar.

Weimar wäre eine von den unauffälligen thüringischen Städten, wenn nicht darin die letzte große deutsche Offenbarung stattgefunden hätte. Kein sehr altes Stadtbild. Nicht einmal eine besonders sehenswerte Kirche. Weder Tor noch Mauer. Eine stille Residenzstadt mit einem einfachen Schloß, fast alles aus der neueren Zeit, ohne besonderen Charakter, neu vereinzelte Häuser aus dem Mittelalter, die man suchen muß, eine nette, freundliche Landschaft ohne irgendwelche Betonungen, offen, mit bebauten Hügeln, auf der Sohle die Flu. Die Stadt ist zweimal abgebrannt und zuletzt in einer Zeit wieder aufgebaut, die keinen ausgesprochenen Bürgerstil mehr hatte. Ohne die großen Erinnerungen würde niemand hier aussteigen. Aber in dieser etwas schwungarmen Bürgerstadt lebt eine Geisterstadt kräftig, gegenwärtig mit ewigem Schwung und mächtiger Wirksamkeit weiter.

Da steht Goethes Stadthaus, ansehnlich, einstöckig, lang mit zwei Loren für die Fuhrwerke und einer Freitreppe: ein Patrizierbau. Etwa vierzig lange, reiche, weltbewegende Jahre hat er hier gelebt. Der Herzog hat es ihm geschenkt, dieser Herzog, der das Zeug hatte, ein Reich zu regieren, und der sich in der Kleinstaaterei aufbrauchen mußte. Dies Haus spricht dich nicht an. Bornehm und zurückhaltend schweigt es. Seine Predigt geht, von ihm abgelöst, durch die ganze Welt. Was ist ihr Inhalt? Die Größe, Tiefe und Höhe des Menschen. Der Mensch als weiser Herrscher. Der Mensch als Dichter. Der Mensch als Forscher. Der Mensch als Selbstgestalter. Der Mensch als liebendes Weib. Der Mensch als schaffender Geist, der die Erde bewegt und dem Leben die Form gibt. Durch alle Zonen, Epochen und Zustände immer der Mensch mit seinem dunklen Drang und dem Wissen um den rechten Weg. Hat hier ein Olympier gethront? Nein, hier hat ein ewiger Kämpfer und der größte Künstler Tag um Tag seine Welt von Arbeit bewältigt, seine Welt von Fragen, von Widerständen, von Leidenschaft, das Lassen der dumpfen Materie, das Nein einer platten Zeit, den Dämonismus seiner mächtigen Natur, die Ungebärdigkeit seines großen Herzens, den Sturm seines immer bohrenden Geistes, die Unordnung in seiner braufenden Entfaltung, die Unzulänglichkeit selbst des gigantischen Strebens. Laßt euch nicht beschwächen durch das Bild des Halbgottes, der lächelnd über alles Menschliche hinwegschreitet. Keiner ist tiefer hindurchgegangen als er. Laßt euch auch nicht von ihm ableiten, ihr Jungen, Hestigen, Hoffnungsvollen, durch das Bild, das die letzte Epoche von



„... eine große stille Folge von Höhenzügen...“

ihm entwarf. Er ist wie Gott, von dem jede Zeit und jedes Volk sich ein eigenes Bild macht. Stürzt euch tief hinein in die Unendlichkeit seines Wesens und taucht daraus auf, in seinem Geist gebadet wie Siegfried in Drachenblut, mit dem neuen Bild, dem Bild eurer Epoche. Er ist unerschöpflich. Er hat alle Worte, die ihr braucht für eure geistige Aufgabe, alle Zauberformeln für eure neue Schönheit, alle Maßstäbe für euren Aufbau. Nie wird er altern. Eher werdet ihr altern, wenn ihr nicht eure Geistweihe empfangt vom tiefsten und wesenhaftesten aller deutschen Geister, vom Vater der Geis-
naturen.

Der nächste Gang führt uns hinein ins Innere und Innerste. Goethes Stadthaus ist jetzt ein Museum, im großen ganzen belassen, wie er es bewohnt hat, aber mit einem Anbau, in welchem seine Sammlungen und Instrumente ausgelegt sind. Was für ein Ergebnis! Welche erstaunliche Nachricht von

Umfang und Tiefe dieses Forschens! Da steht die ganze Farbenlehre vor uns. Abgetan? Nein, wieder aufgenommen. Der Intermaxillarknochen! Die Metamorphose der Pflanze. Die vornehme Reihe der Zimmer mit wohlausgewogenem Aspekt. Zuletzt das Sterbezimmer mit dem Lehnstuhl, in welchem er den hohen Geist ausgehaucht hat. Hier schweigt auch das Letzte in dir, genau wie nachher in der lieben Einfachheit des Schillerhauses. Ehrfurcht ist das Letzte.

„Wie Bethlehem klein und groß“ — wer hat es gesagt? Gleichviel! — so steht es noch heute da zwischen seinen sanften Höhenzügen und von dem Wasserlauf gestreichelt, von dem er sang: „Rausche, rausche, lieber Fluß! Nimmer werd' ich froh!“ Aber er hat die Elm nicht nur besungen, er hat mit ihr gelebt, hat sie bepflanzt und geschmückt, und wer heute noch durch den Park von Weimar geht, begegnet auf Schritt und Tritt seinem Geist. Diese Eschengruppe, jene leise singende

Wegbiegung, die Kastanie hier, dort die fremdländische Eiche, das Häuschen aus Baumrinde — und was nicht sonst alles ist aus seiner Hand hervorgegangen — und aus seiner Liebe. Jedes Ding steht auf dem rechten Platz, nirgends zuviel, nirgends zuwenig. Mit wenig Mitteln ist das Höchstmäß an Wirkung und Schönheit erzielt. Das geht durch das ganze Weimar: Überall ist mit bescheidenem Aufwand, denn man war alles andere eher als reich, eine Fülle von Lieblichkeit und stiller Formkraft ausgebreitet, die durchweg das Niveau der vornehmen Lebenshaltung erreicht und dazu in jedem Erreichten ein Muster aufstellt. Wenn diese Zeichen einmal alle nicht mehr sein werden, denn alles ist vergänglich, wird doch dieser Sinn weiterleben und wirken von Jahrhundert zu Jahrhundert und über die Jahrtausende hinweg, solange es Menschen gibt, die mit Seele begabt sind und aus dem Geist leben. An diesem Platz ist das Letzte ausgesagt, was über Menschentum und Geistiges in unseren Breiten und überhaupt ausgesagt werden kann. Man kann dasselbe zu anderen Zeiten mit anderen Mitteln wieder ausdrücken, aber auch dann werden gerade diese Kunst- und Formmittel der ewige Reiz sein, den das hier Gesagte und Gestaltete für die fernsten Nachfahren behalten wird. Es ist auch denkbar, daß eine Zeit einmal so viel Nebel und Qualm aufwerfen wird, daß das Gestirn von Weimar dahinter verschwindet und sogar auf eine Strecke weit vergessen, ja, sogar verachtet wird. Das ist das Schicksal aller Gestirne, und es ist das Schicksal aller Völker, daß sie zeitenweise ihre tiefsten Quellen und höchsten Kräfte verschmähnen. Der Geist der Erde kann warten. Er hat Zeit. Er hat Geduld und genug der überlegenen Ruhe, um seine Herrlichkeit einsam weiter zu wesen, bis sich das Zeitgewölk zu teilen anfängt und die menschlichen Landschaften in neuer Gestalt hervortreten, um des ewigen Geleuchteten wieder teilhaftig zu werden.

Einstweilen lebt das aber und wirkt weiter. Noch lange ist nicht Abend in diesem Land, im Gegenteil, geht nicht just die Sonne neu auf? Nenn mir eure Götter, und ich sage euch euer Schicksal voraus. Wir haben Glück; gerade feiern die Schillerbünde in Weimar. Das sind drei hohe, liebe Wochen, während deren die deutsche Jugend den Plan beherrscht, deutsche Jugend von Lörach bis Königsberg, und vom Burgensland kommen sie so gut wie aus Memel und aus Polen; sogar Schweizer Jugend habe ich hier schon begrüßen dürfen. Denn hier habe ich beinahe zehn Jahre lang etwas wie eine wirkliche zweite Heimat gehabt. Auch davon werde ich Rechenschaft ablegen müssen. Zeichnend oder singend sitzen sie draußen auf der Wiese am Park gegenüber von Goethes Gartenhäuschen. Es wird fotografiert. Es wird geschmaßt und gelacht so gut, wie ernst betrachtet und geträumt. Das alte graue Haus unterhält sich mit der frischen Jugend von heute, selber ewig jung, aber doch zugleich ein großer Herr, der schon ein wenig zurückgezogen lebt. Nur wenn junges Blut kommt, um zu erleben, dann geht es wunderbar aus sich heraus. Dann fängt das tief an zu klingen und zu lehren aus den Urgründen der Unsterblichkeit heraus. Dann ist dies Haus ganz glücklich und im Element. Aber abends zieht sich alles in die Stadt zurück, denn abends geht man ins Theater. Wir gehen auch.

Abend für Abend sitzen alle Ränge voll, Burschen und Mädchen, blond und dunkel, wie es Gott gibt, jung, gläubig, erwartungsvoll und kritisch. Sie wollen Schiller erleben, Hebbel, Kleist und Goethe. Und wer weiß, was sie in Wirklichkeit erleben, während die unvergänglichen Akte über die Bühne ziehen. Da ist die natürliche Gemeinschaft. Da erscheint eine Seelenlandschaft vom heimlichen Deutschland. Nachher gibt es einen Fackelzug durch die nächtliche Stadt. Zuerst eine Ansprache vor dem Denkmal mit den beiden Freunden, die einem deutschen Jahrhundert die Grundform geschaffen haben. Droben stehen sie im Lohen der vielen

hundert Fackeln, von ziehendem Qualm umglüht, magisch voll Leben und Wirklichkeit. Hell ertönt es: „Deutschland über alles!“ und mit Musik und Trommeln bricht es in die Schillerstraße ein. Die Linden schrecken auf und erwachen glücklich verwirrt. Die stillen Hauswände beginnen erlebnishungrig zu wabern und zu schweben. Ernst und schon im Dunkel der Vorzeit lebend, schaut das kleine Schillerhaus dem geisterhaften Vorbeizug von Lichtern und Pechbränden zu. Die Straße hallt von Musik und von Trommeln dieses Jahrhunderts, aber vor dem schweigenden Haus senken sich die Fackeln: „Gruß dir, der du ewig unser bist!“

Ja, was hat es mit Schiller auf sich? Nießliche schalt ihn den Moraltrumpeter. Die letzte Epoche sah in ihrer Unfruchtbarkeit und dünnen Ichhaftigkeit hochmütig auf ihn herunter. Es gehörte zum guten Ton, über ihn die Achseln zu zucken, und es gehörte Mut dazu, sich zu ihm zu bekennen. Ach, Schiller hat einen schweren Weg gehabt. Nicht mit der mächtigen Natur seines großen Freundes begabt, der nur Konflikte in seiner eigenen Brust kannte, kämpfte er den bitteren Kampf zwischen Geist und Wesen aus, kämpfte ihn bis zur Selbstaufreibung vor seiner ganzen Zeit und seinem ganzen Volk, bis er wie ein großer blutender Sieger mit dem Wurf des Demetrius ans Licht hervorstürmte, um für immer zusammenzubrechen. Er war ein Held. Während Goethe in seinem schlüssigen Wesen doch immer wieder götterhaft über dem Schlachtfeld seiner Zeit stand, war Schiller selber Kriegsschauplatz. Dazu war er das kämpfende Heer, war der Weg und die Fahne, das Feldzeichen und der Schrei des neuen Jahrhunderts. Das vergißt ihm die Jugend nicht. Sie weiß das alles nicht mit Worten, aber sie fühlt es tief hinein erschüttelt bis in ihre eigenen Abgründe, daß hier ihre Frage gelebt, ihre ewige Gefahr vorbildhaft bestanden und zur glänzenden Überwindung gebracht wurde. Schiller ist die unsterbliche deutsche Jugend und die Gloriole dieses unaufhörlich kämpfenden Volkes. Das ist der Sinn, in welchem sich die Fahnen und Fackeln vor seinem Haus senken. In diesem Sinn feiert er jetzt seine Auferstehung im deutschen Gemüt und Geist. In diesem Sinn wird er unsterblich führen, während Goethe unsterblich anzieht. Der Gott hat die Ehrfurcht, der Führer und Vorkämpfer hat die Liebe.

Noch eine verlorene Heimat.

Wir haben im Kreis von Weimar zehn Jahre lang eine Heimat gehabt, ein kleines Haus mit schönem Garten, und sind durch die Zeitumstände gezwungen, diese Heimat aufzugeben. Gehört der kleine Vorgang zu den Zeichen, nach welchen manche einen Kulturrückgang nachweisen? Ich sollte jetzt im Alter sein, in welchem man langsam daran denken dürfte, die Früchte seiner Lebensarbeit zu genießen. Aber ich gehöre zu jener Generation, welcher mehr als einmal der Ertrag ihrer Arbeit vernichtet worden ist.

Wie das nun alles liegen mag, so bedeutet unser Aufenthalt in Weimar unter anderem, daß unser liebevoll und leidenschaftlich gepflegter Grundbesitz in andere Hände übergehen wird. Diese schönen, fruchtbaren, freundlich-ernsten Jahre sind Vergangenheit. Es war einmal, daß ich hier dichtete und baute. Es war einmal, daß meine Lebenskameradin einen Blumengarten Sommer für Sommer entwickelte, der zum Ausflugsziel der Weimarer Bürger wurde.

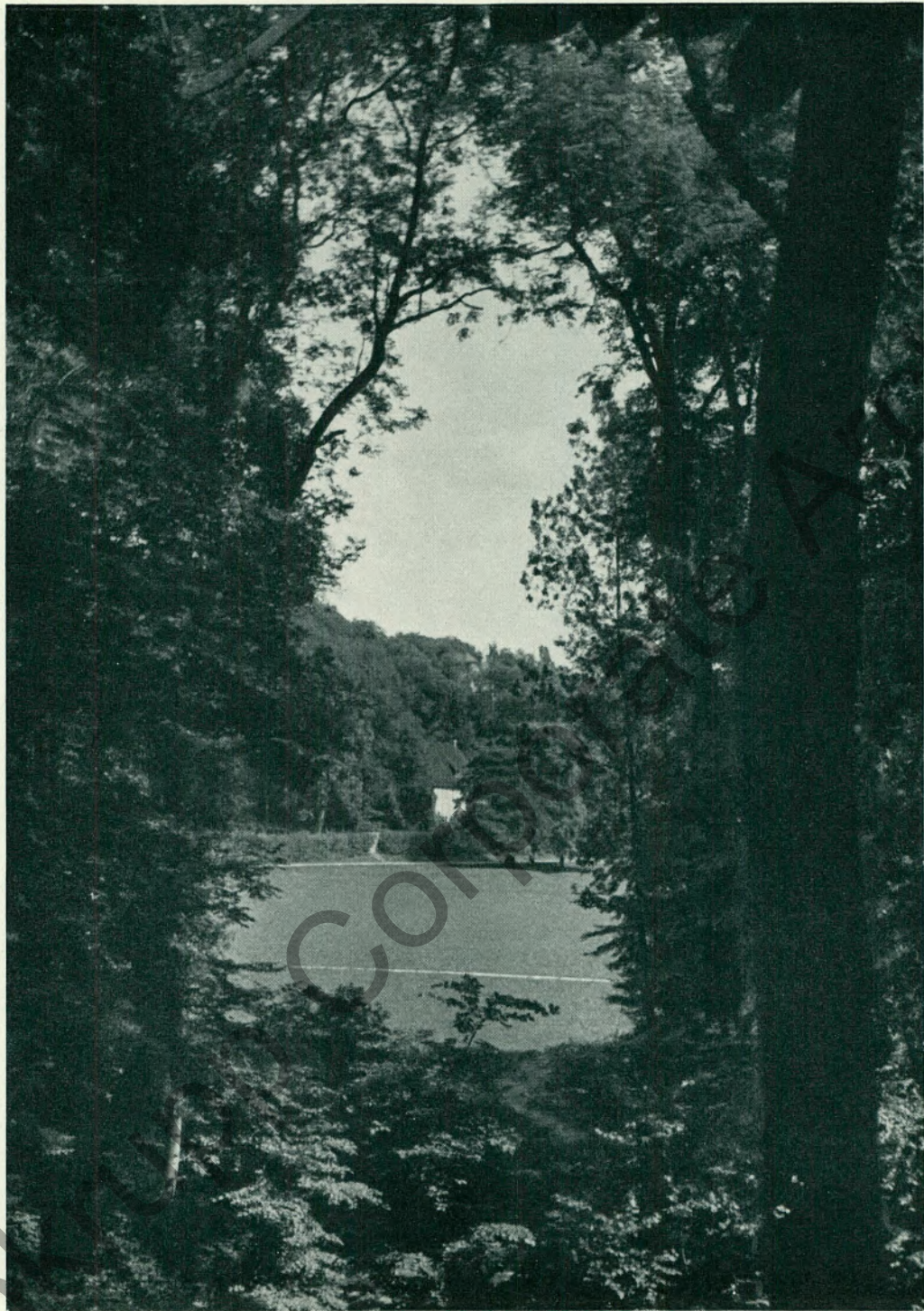
Jetzt blühen die Jasminbüsche, die ich gepflanzt habe. Im Frühling war der Garten weiß, gelb und rot von Deugien, Spiräen, Forsythien, Rotdorn, japanischer Quitte, Päonien, und dazu violett von Glieder, alles von mir eigenhändig in die Erde gebracht und hochgezogen. In Rondellen und Langrabatten lächelte es von Stiefmütterchen und leuchtete von Bergfarn, die meine Frau gesät und im Mistbeet gegossen und schattiert und pikiert hat. Und in der Zeit wuchsen meiner Frau die Saaten in den Mistbeeten, blühten ihre



„... hier hat ein ewiger Kämpfer Tag um Tag seine Welt
von Arbeit bewältigt...“

Salvian und Begonien, ihre Petunien in den Blumenkästen vor den Fenstern und die Geranien, ihre Balsaminen, Verbänen, Studentenblumen, Astern, Löwenmäulchen und Gott weiß, was sonst alles. Vom Februar bis in den August sangen die Vögel, die Amseln, Drosseln, Nachtigallen, Buchfinken, Pirole, Stare, Meisen, der Gartenrotschwanz, der Zaunkönig, der Dompfaff, das Rotkehlchen, und mit schwerem Flügelschlag schwingen sich heiser krähend morgens und abends die Krähen herüber. Und wenn man nachts aus dem Theater oder im Frühling vom Bankett der Goethe- oder der Shakespeare-Gesellschaft oder im Frühsommer vom Fackelzug der Schillerbünde nach Hause kam — droben hinter dem

Haus und den Lannen stand der Mond, und eine köstliche Stille und Frische umgab einen —, dann wußte man tief hinein, daß das alles seinen stillen, starken, schönen Sinn hatte. Erinnerung wird der ganze Platz sein, Erinnerung mein Gang in jeder Morgenfrühe mit dem Hund durch den Stadtpark oder über den Hügel, die gleichen Wege, die Schiller und Goethe gegangen sind, in anderer Stimmung, in anderem Herkommen und anderer Richtung, aber in meinen späteren Zeiten zum gleichen Ziel wie sie in ihren früheren, denn wir haben nur eines, immer und ewig dasselbe: wir selbst und unsere Welt. Erinnerung wird uns sein der weiße Nebel über der Wiese vor Goethes Gartenhäuschen und der Mond dar-



„Erinnerung der tiefe, dunkle Baumschatten des Parkes...

über; wie oft haben wir das gesehen in frohen und bedrückten Tagen. Erinnerung der tiefe dunkle Baumschatten des Parkes und das zauberhafte Widerspiel der sonnenbelichteten Kronen im stillen Wasser. Erinnerung das feenhaft Schweben der Glühwürmchen der Johannisnächte im Park von Liefurt um das verborgene Schloßchen einer edlen Frau. Erinnerung der kleine Kreis der Freunde. Erinnerung die Christbaummärkte und die Sankt-Martins-Buden auf dem beleuchteten Markt, auf den die Tafeln von Lukas Cranach und Johann Sebastian Bach herabsehen. Erinnerung die stille Regung von Respekt beim Vorbeigehen des Goetheschen Stadthauses und das tiefe, frohe, gutzuhabende Gefühl von Ehrfurcht bei den seltenen Besuchen darin. Erinnerung die ernste Liebe vor dem

kleinen Schillerhaus. Erinnerung aller Eingang und Ausgang, den der Geist der Erde segnen möge. Wir haben Goethe gefeiert im Jahr 1932; es war schön und stimmungsvoll. Auch das: Erinnerung. Das Glühen der Fliederbüsche in der ganzen Stadt herum, all die verborgenen Winkel voll Vergangenheit und Andenken, die Gräber, die marschierende neue Jugend, das stehende Anhören der großen Hitlerrede vor dem Durchbruch auf dem Markt im fesselnden Regen, das Ziehen der Ilm in allen Jahreszeiten und Wetterstimmungen unter dem weißen Marmor-Shakespeare vorbei, den mein Hündchen standhaft verbellt: Erinnerung. Vorbei. Weiter. Der Rest wird Schweigen sein. Wir wollen den Versuch wagen, uns in meinem Vaterlande eine neue Heimat zu schaffen. Ob er



... und das zauberhafte Widerspiel der sonnenbelichteten Kronen im stillen Wasser.“

gelingen wird, steht beim großen Geist. Ich war lange fort. Vielleicht ist es zu spät. Vielleicht ist der Versuch schon ein Fehler. Warum spreche ich hier von alledem? Weil es dazu gehört und eines ohne das andere für mich nicht zu denken ist.

Zuletzt der Akt vor dem Notar. Schweig still, mein Herz! Vorbei auch das. Morgen früh geht es weiter. Noch einmal die hohen hellen Kronen unserer Silberpappeln im Spätlicht. Ein Abschiedsblick in den Park. Ein letzter Streifzug durch die Stadt, wo die seligen Gespenster im neuen Zeitstrom schon zu vereinsamen beginnen. Noch einmal der Schlagschatten des Mondes beim Eckermannhaus. Beim Schloß schimmern die Akazien; ihr Duft füllt die Nacht wie ein Gesang. Und

unsere Linde vor der Pforte steht in voller Blüte. Wir reisen mit der Lindenblüte. In Kokebues Fenstern spukt wie immer die spöttische Anfeindung. Das Nietzsche-Archiv hütet das Werk eines hohen Geistes auf seine Weise. Vor der grünen Lannenhecke steht die weiße Marmorgestalt des Franz von Liszt. Und auf der Naturbrücke flüstert die Liebe. Damit können wir getrost unsere Sachen dem Geist der Erde anbefehlen. Die einen hören auf, die anderen fangen an. Wohl dem, dem das Licht der Welt noch scheint. Wohl der Seele, mit der eine Freundessele durch die Wasser und die Feuer des Schicksals geht.

(Fortsetzung folgt.)

Freundchen.

Erinnerung an einen Lehrer von Ernst Wiechert.

Er war ein gleichsam unwiderstehlicher Mensch. Nicht etwa, daß er schwärmte oder glänzte oder fortrif. Viel eher war etwas Nüchternes in seiner Erscheinung und Führung, etwas gänzlich Phrasenloses. Und es ist kein Zufall, daß von allen greifbaren Beeinflussungen meines Wesens durch ihn mir zwei am deutlichsten in der Erinnerung geblieben sind.

Die erste fand statt, als ich noch kaum seinen Namen kannte, etwa zu meiner Untertertianerzeit. Damals hatten wir eine Art von „Sport“ ausgebildet, der uns die Pausen zwischen den beiden Stunden erheiterte und der darin bestand, daß wir uns auf der Treppe aufstellten und jeden der herabgehenden Septimaner oder Sextaner mit einem Stoß auf eine etwas schnellere als die natürliche Weise die Treppe herunterbeförderten. In dieser Tätigkeit begriffen, wurde ich meines Tyrannenmantels plötzlich auf eine jähe Weise entkleidet, indem ich von hinten eine unvermutete und sehr präzise gezielte Backpfeife erhielt, hinter der Freundchen lächelnd die Treppe hinunterstieg, wobei er mich von einer der unteren Stufen noch einmal aufmerksam betrachtete. Und man wird, gleichviel von welchem Standpunkt, verstehen, wenn in dieser wortlosen Handlung für mich eine erziehende Kraft gelegen hat, die mich für viele Jahre, ja vielleicht für immer, von dem Ehrgeiz geheilt hat, in den Lauf der Natur gewalttätig eingreifen zu wollen und das bekannte Wort Nietzsche: „Was fallen will, soll man auch noch stoßen“ nun dahin zu erweitern, daß man auch das stoßen solle, was noch nicht fallen will.

Die zweite unvergeßliche Einwirkung fand nach Jahren statt, als ich schon Oberprimaner war. Ich war damals, in meiner welt-schmerzlichen Periode bei den Skeptikern der Philosophie und des Lebens zu Hause, bemühte mich — mit wenig Erfolg — Ideale, Pathos und dergleichen zu verachten, hielt Schiller für einen bengalisch leuchtenden Komödianten und befand mich somit auf der harmlosen Stufe jenes jugendlichen Nihilismus, die wir alle bestiegen und überschritten haben, aus denen etwas Ordentliches geworden ist.

Nun hatten wir damals einen Aufsatz mit einem Thema nach freier Wahl zu schreiben, etwas Unerhörtes in damaliger Zeit, und ich hatte mich geradezu in vernichtender Weise über die „Braut von Messina“ ausgelassen, die wir eben gelesen hatten, und wobei mir Hebbels hartes Urteil über dieses Werk gerade zur rechten Zeit unter die Hände gekommen war. Und wenn schon die Rückgabe eines Aufsatzes im allgemeinen bei diesem Lehrer für uns alle etwas Besonderes war, durch Art

und Weise wie er sie vornahm, so saß ich in diesem Falle mit besonders gemischten Gefühlen auf meinem Platz, halb wie ein Held, der seinen ersten Lorbeerkranz erwartet, und halb wie ein Fanatiker, der einen Dianatempel in Brand gesteckt hatte.

Freundchen kam herein wie sonst, nur etwas ernster als üblich, die Hefte unter dem linken Arm, und wie sonst setzte er sich auf die vorderste Bank, bequem und nachlässig wie einer, der auf keine besondere Haltung zu achten nötig hat. Und dann gingen hinter seinem goldgeränderten Kneifer seine Augen langsam einmal von Gesicht zu Gesicht, mit dem durchdringenden Blick, den wir so liebten und fürchteten. Und in der atemlosen Stille, die dieser Blick erzeugte, begann er, wie abwesend vor sich hinsprechend, das zu sagen, was mir noch heute fast wörtlich in der Erinnerung ist:

„In dem schmalen, engen Schlafzimmer seines Hauses zu Weimar liegt Friedrich Schiller auf seinem dürftigen Lager. Eben ist ein Anfall seiner furchtbaren Atemnot vorübergegangen, noch steht der Schweiß auf seiner blauen Stirn und seine Hände tasten unruhig über die zerwühlte Bettdecke. Da wird ihm ein Heft im blauen Umschlag gebracht. Er schlägt es auf und seine Augen lesen den folgenden Satz: ‚So bleibt von der ganzen Braut von Messina nichts übrig als eine blutige, schauerliche Historie, mit Gewaltsamkeit und Roheit gestaltet, auf den Effekt hin gearbeitet, von einer Wirkung, der die Rothen verfallen, von der aber die Edlen sich schauernd abwenden‘. Er läßt das Heft sinken und schließt die Augen, und um seine Lippen werden zwei dünne scharfe Linien des Grames sichtbar, als hätte dieses Urteil sie in das edle Gesicht eingegraben . . .“

Nichts weiter. Der Lehrer schweigt. Wir schweigen. Nur mein Herz schlägt, und ganz heimlich wenden ein paar Augen aus der Klasse sich mir zu. Nicht lange dauert das, dann zieht Freundchen seinen schmalen Zettel heraus und beginnt, das Allgemeine über die Arbeiten zu sagen. Aber in diesen wenigen Sekunden ist mehr in mir vorgegangen als sonst in Monaten und Jahren: die tiefe und segensvolle Beschämung eines Menschen, der vergessen hatte, was noch den Geringssten unter uns adeln und bewahren kann: die Pietät.

Der Aufsatz war mit „gut“ zensiert, und als Freundchen ihn mir zurückgab, nickte er mir zu. Es ist weiter nicht darüber gesprochen worden. Alles Nötige war gesagt worden, und er wußte, daß jedes Wort zuviel alles zerstört haben würde.

Gedanken um Gott.

Von Georg Maurer.

Wer freien Fußes
Über die Erde schreitet
Und des Wunderbaren gedenkt —
Dem wird die Freude des Herzens
Immer fließen.
Selbstlos wird er
In die Dinge sich schicken
Und ihrer Beziehungen Bild
Wird ihn nähren.
Tausendfach mag er
Das Herz ihnen gönnen,
Doch des Geheimnisses Grund
Nimmer verlassen.
Verschwiegen ruht er
Wie im Schoß der Erde
Und wartet der Kräfte,
Die ihn beleben.
Jauchzend durchstößt er die Hülle,
Reckt sich im Freien,
Schüttelt des Schlafes Reste
Von sich — zum Himmel gewendet —
Seiner bewußt.

Aus „Herz der Heimat“,
Deutsche Buchgilde, Rumänien.

Wiedersehen
in
der
Fermate.

Von
Max Jungnickel.

Holzschnitt:
Rudolf Riege.



Im Wirtshaus eines Dorfes sah ich vor langen Jahren das Gesicht eines alten Bauernknechtes. Ein Gesicht, das Holbein mit klopfendem Herzen gemalt haben könnte. Es war ein zerrissenes, zerquältes Gesicht, mit Demut und Verlassenheit fahl durchleuchtet.

Ich wußte, daß ich dieses Gesicht nie mehr wiedersehen werde, aber es ließ mich nicht mehr los. Jahrelang lief ich mit dem Gesicht des Bauernknechtes in der Seele. Ich nahm es mit durch Frühling und Sommer, durch das Geschrei der Städte und auf die trödligen Gassen kleiner Nester.

Und dann verlor ich's. Es war auf einmal wie erloschen. Ich konnte es nicht mehr zusammenbringen. Es war vergangen.

Nun habe ich das Gesicht gestern wiedergesehen.

Das Violinkonzert in E-dur von Bach wurde gespielt.

Die Sologeige hob sich überschwenglich, als sei sie in eine Lerche verhext. Sie rankte sich, wurde schalkhaft und kniete nieder vor jubelnder Erschöpfung.

Auf einmal kam eine schmerzliche Passionsstimmung über sie. Fahle Harmonien durchzogen ihre Brust. Der Bogen, der über sie hinfuhr, schien verzaubert in den Zweig einer Trauerweide. Von trostlosem Schmerz ergriffen, schwieg die Geige plötzlich in einer Fermate.

Ich schloß die Augen und sah in dieser Fermate, einen Flügelschlag des Todesengels lang, das zerrissene, demütige Gesicht des Bauernknechtes wieder. Ganz deutlich, ganz greifbar sah ich's wieder.

Und wie sie weitersang, die Geige, in schwarzer Traurigkeit weitersang, da nahm sie auch das Gesicht mit.

Nun werd' ich's wohl nimmer wiedersehen.

Unsere spanische Köchin.

Eine Erinnerung von Th. Engelmann.

Wir, das heißt drei jugendliche Junggesellen, hatten einen gemeinsamen Haushalt in Buenos Aires. Der funktionierte vortrefflich, wenigstens nach unserer junggeselligen Auffassung. Bis uns eines Tages die bewährte Betreuerin, ein altes, deutsches Faktotum, verließ. Eine andere Landsmännin als Ersatz rasch aufzutreiben, erschien aussichtslos, wenigleich solche frauenlose Haushalte ja von Diensthboten sehr gesucht sind. So mußten wir uns denn, wohl oder übel, nach einer fremden Köchin umschauen, eine Sache, die uns, verwöhnt durch die deutsche Perle, recht ärgerlich war.

Noch hatten wir das Problem nicht angepackt und keine Ahnung, wie man an eine passende Küchenkraft gelangen könne, da klopfte es an der Haustür: eine spanische Köchin meldet sich. Wie diese von unserer Vakanz erfahren hat, ist uns schleierhaft. Fast scheint es, daß hier in Südamerika ein ähnlich geheimnisvolles Mitteilungssystem besteht wie in Afrika, wo ja bekanntlich die Eingeborenen auf unerklärliche Weise Nachrichten von einem Stamm zum anderen mit unglaublicher Schnelligkeit übermitteln.

Als wir das Mädchen hereinrufen, sind es auf einmal zwei. Netze, frische Dinger, die jetzt mit einem Schwall höflichster und ergebenster Redeformen in schönstem Spanisch uns drei Sprachlose überschütten. Ja, aber wir brauchten doch nur eine Köchin, versuche ich die Redekaskade zu unterbrechen. Oh, das mache nichts, versichert die ältere der beiden, die Schwester hülfte mit, und wir brauchten nur einen Lohn zu zahlen. Und wenn wir nur ein Bett hätten, so schliefen sie halt zusammen, das seien sie so gewöhnt. Da die Lohnforderung äußerst bescheiden war und schließlich auch gute Zeugnisse zum Vorschein kamen, wurde im Räte der Männer beschlossen, einen Versuch mit dieser „Doppeltöchin“ zu machen. Worauf sich die beiden strahlend glücklich und wortreich verabschiedeten.

Wie wir dann anderntags zum abendlichen Essen heimkehren, ist da nicht nur ein köstliches Mahl bereitet, sondern auch die ganze Wohnung so nett und sauber hergerichtet, daß es sogar uns Junggesellen angenehm auffällt. Nach dem Essen, das allerlei einheimische Gerichte enthält, die uns bisher fremd waren, jetzt aber sehr gut munden, soll ich als „Tischältester“ mit der Köchin das Nötige über Haushaltsgeld, Abrechnung usw. besprechen. Auch das geht alles nach Wunsch, bis das Wort „Abrechnungsbuch“ fällt: da zucken beide schmerzhaft zusammen und versuchen eifrig, das Gespräch auf etwas anderes umzubiegen. Das aber macht mich stutzig, ja argwöhnisch. Offenbar nehmen es diese so harmlos erscheinenden Landmädchen nicht so genau mit der Ehrlichkeit und haben die Absicht, uns unerfahrene Junggesellen und „Gringos“ („grüne Ausländer“) im Haushalt gründlich zu bemogeln. Aha, daher auch ihre Besessenheit, für so niedrigen Lohn — dazu noch für zwei! — uns zu dienen! Also beschließe ich, ein wachsames Auge auf Küche und Keller zu haben und durch schriftliche Aufzeichnungen den Verbrauch an Lebensmitteln und Haushaltsdingen möglichst genau zu kontrollieren. Natürlich ohne die beiden etwas davon merken zu lassen.

Ungeachtet des bösen Argwohns, unter dem die Mädchen jetzt stehen, vergeht die erste Woche in schönster Harmonie. Alles klappert glänzend, und die Kochkünste der kleinen Köchin, beflügelt durch unseren Riesenappetit, feiern wahre Orgien.

Derart, daß wir bekannte deutsche Familien zu Tischgästen laden und ob unserer „spanischen Perlen“ volle Bewunderung und, was mehr bedeutet, ehrlichen Neid ernten. Doch noch können wir uns unseres neuen „häuslichen Glücks“ nicht so recht freuen, denn noch besteht der unangenehme Verdacht, daß man uns nur so gut bedient, um uns geldlich um so sicherer betrügen zu können. Doch das wird ja unser heimliches Kontrollsystem bei der Wochenabrechnung ergeben!

Samstag abend. Ein besonders gelungenes Mahl und die Aussicht auf den arbeitsfreien Sonntag schaffen eine mildverföhlliche Atmosphäre für die gefürchtete Abrechnung, und man hofft heimlich, daß sich die Verdachtsmomente als unbegründet oder doch wenigstens als nur halb berechtigt herausstellen mögen. Doch schon ein Blick auf die zur Rechnungsablage zitierte Köchin — sie kommen wieder zu zweien, natürlich um sich gegenseitig zu entlasten! — läßt nichts Gutes erhoffen: die sonst so frischen Mädchen stehen zögernd und mit hängenden Köpfen an der Tür und wagen kaum einzutreten. „Also, wie steht's mit der Abrechnung?“ werden sie streng gefragt. Sie hätten keine gemacht, schluchzen sie los und brechen dann in herzzerbrechendes Weinen aus, untermischt mit rührenden Beschwörungen der unbefleckten Jungfrau Maria und sämtlicher spanischer Heiligen. Ja, zum Donnerwetter, wie sie sich denn einen Haushalt ohne Abrechnung und Kontrolle dächten, frage ich schließlich, an ihre haushalterischen Qualitäten appellierend. Ja, erwidert da die ältere, zwischen Tränen neuen Mut fassend, sie könne doch alles angeben, was sie gekauft und ausgegeben habe, und das müsse doch mit dem Rest des erhaltenen Geldes stimmen. Und dann schnurrt sie, wie auswendig gelernt, die Einkäufe der ganzen Woche herunter: „Montag, für 2,34 Pesos Rindfleisch, für 56 Centavos Gemüse, 24 Centavos Brot, 38 Centavos Obst; Dienstag, ein Huhn für 1 Peso, Kartoffeln für 68 Centavos, Semmeln 57 Centavos . . . und so fort, ohne Unterbrechung bis Samstag abend. Und das habe sie noch übrig, wobei sie mir einen unerwartet hohen Rest des Wirtschaftsgeldes auf den Tisch legt. „Und wenn auch nur ein Centavo fehlt, so soll mich der Blitz vom heiligen Himmel auf der Stelle töten!“

Ob dieser seltsam-dramatischen Abrechnung etwas perplex, werfe ich zunächst einmal einen diskreten Blick in meine täglichen Aufzeichnungen und stelle fest, daß die Zahlen zu stimmen scheinen. Finde dann, daß sie sogar ganz genau stimmen, und daß wir so billig noch nie gewirtschaftet haben. Aber, zum Teufel, frage ich die noch immer halbverstörten Mädchen, weshalb sie denn das Abrechnungsbuch absolut nicht führen wollten, es sei doch so einfach, und ich wolle es ihnen gerne zeigen. Da heulen sie von neuem los, und zwischen Tränen und Schluchzen entringt sich ihnen, immer wieder von Weinen unterbrochen, das Geständnis: „Aber — wir können doch nicht lesen — und nicht schreiben — und auch nicht rechnen . . .!“

Was nicht hinderte, daß wir beide Mädchen behielten und an ihnen vortreffliche, treusorgende und grundehrliche Haushilfen hatten.

Heute weiß ich, welch ungewöhnlich hohen Prozentsatz Analphabeten das spanische Volk hat. Und da denke ich manchmal, ob das nicht auch ein Hauptgrund dafür ist, daß — ähnlich wie in Rußland — die revolutionäre Bewegung dort einen so fruchtbaren Boden finden konnte?

Uragonese
aus dem
Weinschlauch
trinkend.



Der Spanier

Rasse und Volkscharakter.

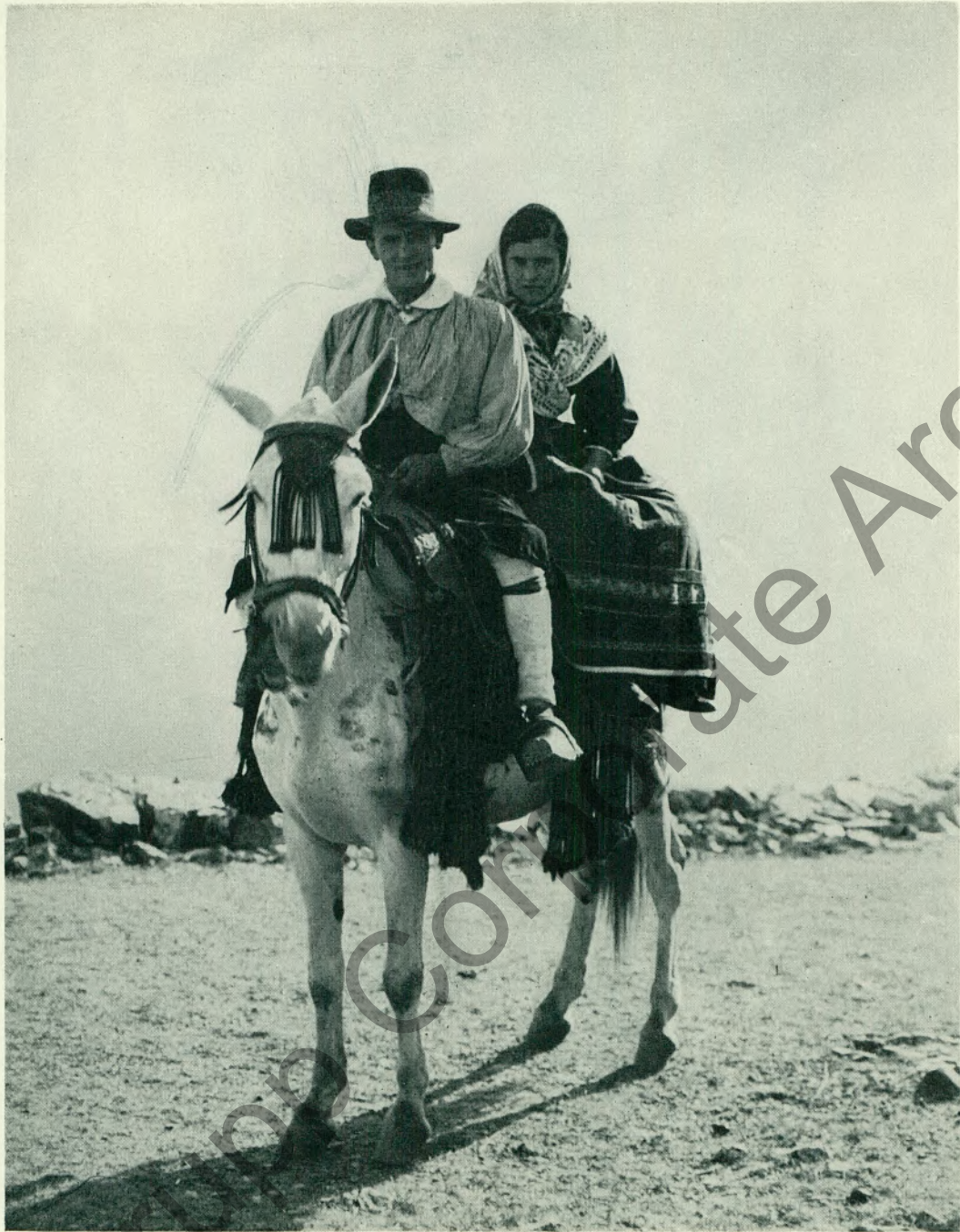
Von Professor Dr. Ernst Schulze, Direktor des Weltwirtschafts-Instituts der Handelshochschule Leipzig.

Mit vier Lichtbildern von Kurt Hielscher.

Überraschend groß und tief sind auf der Iberischen Halbinsel die völkischen Unterschiede und Spannungen. Die Bewohner der zerrissenen Bergländer des Nordrandes haben einen anderen Typus als die der Hochebene zwischen Guadarrama und der Sierra Morena oder der lachenden Gefilde des Guadalquivir, der Vega Granadas, des palmengeschmückten Gestades Malagas. Der halprovenzalische Bewohner Barcelonas, der flinke Basken, der gravitatische Toledaner und der heißblütige Südländer aus Cordova oder Sevilla bilden je einen Typus für sich.

Die Schärfe der erdräumlichen Trennung hat die Sonderung der verschiedenen spanischen Stämme auf die

Spitze getrieben. Hinzu trat die Abgeschlossenheit der ganzen Halbinsel hinter ihrem Pyrenäenwall und andererseits die erbitterte Feindschaft, die sie fast immer (abgesehen von dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum der arabischen Herrschaft) von dem benachbarten Afrika trennte. Schon dadurch ist eine der grundlegenden Eigenschaften in die Seele des Spaniers gekommen, die ihn trotz all dieser Verschiedenheiten seiner Stämme von der übrigen Welt als besonderen völkercharakterologischen Typus abhebt, die Neigung nämlich, jede Eigenart und jede Gefühlswallung auf die Spitze zu treiben: die Furchtlosigkeit, die Ehre und den Stolz, die Liebe wie den Haß, die Eifersucht, die Gläubigkeit



Spazierritt
zu
zweien.

und den Unabhängigkeitsinn. Die Blut der religiösen oder der politischen Überzeugung, die sich bis zum Fanatismus steigert, hat sich als unzerstörbare Erbschaft aus den Jahrhunderten der Waffenkämpfe zwischen Moslem und Christen in den spanischen Nationalcharakter eingegraben. Über jedes Lob erhaben ist sein Todesmut. Man denke an jene Stelle des großen spanischen Romans, wo Cervantes, selbst Mitkämpfer in der glorreichen Seeschlacht von Lepanto (1571), die Stimmung der Schildwache schildert, die einsam auf einer Schanze steht, unter der sieben unsichtbare Maulwürfe hörbar eine Mine laden. Ruhig, ohne Wanken, voller Gleichmut bleibt der Mann auf seinem Posten, Fahneneid und Mannesehre vor den Augen.

Kriegsruhm, Eroberung durch das Schwert, Hingabe des Lebens für den Glauben und die Kirche — das hat der Seele dieses Volkes, in das so viele Rassen und Nationen ihre Wanderströme entsandt haben, jenen romantischen Schwung, jenen abenteuernden Unternehmungsgeist, aber auch jenen

Fanatismus eingeimpft, die weltfernen sind von dem ruhig schaffenden Lätigkeitstrieb, von der Freude an produktiver Arbeit, dem Sinn für die Erfüllung friedlicher Berufspflichten, kurzum den Idealen und der Arbeitsauffassung des Bürgertums. Deshalb ist das Wesen des Spanierturns für die übrigen weißen Völker so schwer zu verstehen, und noch schwerer angesichts der schroffen Gegensätze, die zwischen den verschieden gearteten Stämmen und Klassen dieses Volkes immer wieder hervortreten, ja selbst die Seele des einzelnen durchdringen.

Es gibt unter den Spaniern, zumal unter den geistig entwickelten, vielleicht keinen, in dessen Seele nicht jedem überragenden Charakterzug ein entgegengesetzter die Waage hielte. So wird das Übermaß von zeremonieller Schwerefälligkeit, Würde und Feierlichkeit, das dort im öffentlichen Leben herrschte, gemildert, ja zuweilen aufgehoben durch eine starke und weitverbreitete Respektlosigkeit, die man den bestehenden Einrichtungen innerlich entgegenbringt. Künstlerisch hat diese



Andalusierin.

zwiespältige Geistesverfassung einen glänzenden, fast dämonischen Ausdruck in Goya gefunden, politisch etwa in Campomanes, der die verschiedensten Ämter bekleidete, seit 1789 Vizepräsident des Consejo de Castillo war und eine Fülle amtlicher Denkschriften verfasste, deren Ideen den Staatsrat leiteten. Den ganzen Menschen jedoch lernen wir erst kennen, wenn wir seine Privatbriefe lesen. In ihnen offenbart sich jene Zwiespältigkeit, die innerhalb jeder anderen Nation als eine Störung des inneren Gleichgewichts erscheinen würde, in Spanien aber durchaus nicht selten ist, zuzeiten allerdings sich in einem Herensabbat entladen kann, wie er heute das Land durchrast. Wie Goya steife Porträts der königlichen Familie malte und andererseits sein diabolisches Temperament in gewagten Skizzen und wild hingepinselten Charakterbildern aus dem spanischen Volksleben austobte, so zeigte Campomanes in schwungvollen amtlichen Schriftstücken, in denen volltönende Rhetorik wie in einem orientalischen Palmengarten blüht, die höchste Achtung vor Adel und

Geistlichkeit, obschon er sie hier und da einmal angriff, während in seinen Privatbriefen Besinnung und selbst Stil ganz verändert sind und an die Stelle seichter Phrasen Kürze, ätzende Schärfe, beißende Ironie treten. Als die Moslem in auf der Iberischen Halbinsel überwunden waren, suchte der spanische Latendrang einen neuen Lummelplatz für seine überströmende Kraft: Im sechzehnten Jahrhundert gibt es keine wichtigeren Heere als die spanischen. Die Spanier waren damals die ersten Soldaten der Welt. Wiederholt fechten sie in Italien. Gleichzeitig stürmen die Conquistadores in der Neuen Welt von einer Eroberung zur anderen. In dem Reiche Karls I. und Philipps II. „geht die Sonne nicht unter“. Keine Schranken glaubt dieses Volk mehr vor sich zu sehen, und ganz im Geiste des Don Quichotte wagt es sich an Aufgaben, an denen seine Kraft schließlich zerschellt. Vergeblich sucht Philipp die Keger in den Niederlanden unter seinen Willen zu beugen. Er verliert deshalb dieses reiche Land mit seiner unternehmenden, kenntnisreichen Bevölkerung. Und als er 1588 seine



In einer
Wegschenke
auf der
Sierra Nevada.

große Flotte ausschickt, um das keckerische England anzugreifen, geht die Armada in heftigen Stürmen zugrunde. Daheim aber folgt ein Staatsbankrott dem anderen, Gewerbe und Landwirtschaft verfallen, und obwohl aus der Neuen Welt Ströme von Edelmetallen nach Spanien fließen, verarmt die Nation zusehends. Innerhalb weniger Jahrhunderte ist ihre Volkszahl auf die Hälfte gesunken.

Die Motive, die das spanische Volk zu ritterlichen Heldentaten und Glaubenskriegen fortgerissen hatten, waren dem Wirtschaftsleben abhold. Bis in die neueste Zeit ist das so geblieben. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich ein Umschwung angebahnt. Die Folge jener Einstellung zum Wirtschaftsleben aber war ein Zurückbleiben auf allen Gebieten: von der Bestellung des Bodens und der Viehzucht an bis zur Industrie und zum Bergbau — von Handel und Schifffahrt ganz zu schweigen.

Nur die Basken und die Katalanen bildeten darin eine Ausnahme. Dem Fremden erscheint es als Partikularismus, wenn man in Katalonien die eigene Sprache neben

dem Kastilischen zur Schriftsprache erheben möchte oder wenn der Karlismus in Bilbao seine besondere Stütze fand. Das Widerstreben der Katalanen und der Basken geht aber zum erheblichen Teil auf wirtschaftspsychologische Beweggründe zurück: man denkt und fühlt dort anders denn in Kastilien.

Jedenfalls war Spanien innerlich noch immer nicht wirklich geeint. Vergeblich suchte Marschall Primo de Rivera diese Zwietracht zu bannen. Er mußte gehen. Dann entledigte man sich auch des Königs. Immer radikaler wurden Sinnesart und Haltung großer Teile der Nation. Schließlich züngelte die bolschewistische Flamme empor und setzte die Hauptstadt und viele Provinzen in Brand. Die letzten Monate haben dem spanischen Fanatismus furchtbare Gelegenheiten geboten, sich in mörderischem Bruderkrieg auszutoben.

Von Herzen wünschen wir diesem viel heimgesuchten, stolzen und ritterlichen Volke, daß es der Mächte der Zerstörung und Zwietracht alsbald Herr wird, um wieder den dringenden Aufgaben des Friedens nachzugehen.



Die Kundschau

Filme aus der Industriewelt.

Aus der „Deutschen Bergwerkszeitung“, Düsseldorf.

Immer wieder reizt es die Filmgestalter, sich ihre Stoffe aus dem Gebiete der Technik zu holen oder sie in die Technik „hineinzupflanzen“ — oft leider im wahren Sinne des Wortes. Jahr für Jahr werden ein Großfilm oder mehrere hervorgebracht, deren Spielhandlung eng mit technischem Geschehen oder mit phantastischen, oft utopischen Konstruktionen verbunden ist. Erinnerung sei hier an die Ufa-Großfilme „Metropolis“, einen der tollsten technischen Phantasiafilme, an „Die Frau im Mond“, eine Raketenfahrt ins Weltall, an „S. P. 1 antwortet nicht“, ein dramatisches Geschehen um eine im Ozean verankerte Flugplatzinsel, oder an „Gold“, einen Film mit gigantischen Unterwasserkraftwerken zur Goldherstellung aus Blei. Man sieht, hier hat der Film die Nachfolge Jules Vernes angetreten, indem er bereits weiter gedacht und phantasiert hat, als die heutige Technik vordringen ist. In diesem Reiche der technischen Utopie konnte der Film unbedenklich in Formen schwelgen, die zwar meist noch eben glaubhaft scheinen, jedoch noch nicht vorhanden zu sein brauchen.

Ist auch die technische Darstellung in diesen Filmen nicht immer mit den physikalischen Grundgesetzen in Einklang zu bringen gewesen, so wird dies doch zumeist nur vom Techniker, weniger vom Publikum bemerkt. Es ist auch verzeihlich, wenn der Filmregisseur zuweilen Konzessionen an das Dramatische macht, indem er den Boden des Denkbaren oder voraussichtlich Möglichen verläßt, um sein technisches Phantasiagebilde möglichst „gigantisch“ erscheinen zu lassen.

Anderes bei Filmen, für deren Handlung die gewaltigen technischen Anlagen oder Bauwerke der Gegenwart den Rahmen abgeben sollen. Solche Filme fehlen uns noch; ein erster und gut gelungener Auftakt ist der Film „Verräter“, ein weiterer Versuch „Stadt Anatol“. Aber wo ist der Film um „den Mann am Hochofen“, den „Kumpel im Schacht“, um den großen Erfinder und Konstrukteur? Gewiß, an Versuchen hat es, vor allem in der Stummfilmzeit, nicht gefehlt. Erinnerung sei hier nur an die Filme „Sprengbagger 1010“ von Achaz Duisberg und „Schlagende Wetter“ von Karl Grune. Hervorragendes ist auf dem Gebiet des Kulturfilms geleistet worden, mitten hinein in die Schächte und Hütten, an die Drehbänke und Schraubstöcke ist der Kulturfilmregisseur gegangen; aber, um es noch einmal zu sagen, der große Spielfilm um die Technik der Gegenwart fehlt uns noch. Dabei gibt es Stoff genug, mehr als genug. Man denke nur an den Kampf des Erfinders bis zur Anerkennung seines Werkes. Wo bleibt der Film um die großen deutschen Industrieunternehmungen von Weltrup, oder, um ganz „aktuell“ zu werden, der Film, der an dem Beispiel der Hydrierung (filmisch) „gewaltige“ Anlagen sind vorhanden) von der staatspolitischen Notwendigkeit der Versorgung mit neuen eigenen Werkstoffen überzeugt? Daß die Gestaltung eines derartigen staatspolitisch wertvollen Films möglich ist, wird durch „Verräter“ bewiesen. Wenn man in einer derart grandiosen und überzeugenden Weise das militärische Staatsnotwehrrecht darzustellen in der Lage ist, warum dann nicht auch das wirtschaftliche?

Aber es bedarf zu „Großfilmen“ nicht nur „großen“ Geschehens aus dem Reich der Technik, auch der Mann am Hochofen, im Schacht, am laufenden Band hat in seinem Betrieb seine Welt voll frohen — und auch dramatischen — Erlebens, ohne daß man allzusehr seine persönlichen Familienerlebnisse zum Aufbau der Handlung heranzuziehen brauchte. Die Technik braucht keineswegs lediglich zur Erhöhung der Dramatik einzelner Szenen herangezogen zu werden, wie es leider heute fast ausschließlich geschieht — siehe „Stadt Anatol“. Unsere hervorragenden — wohlgemerkt: unsere besten — Spielfilmgestalter sollten öfter in dieses oder jenes Werk der deutschen Industrie gehen und sich dort aus der Fülle des betrieblichen Lebens mit all seinen kleinen Sorgen und Nöten, seinen

Freuden und seiner harten Arbeit ihren Stoff holen, an Dramatik dürfte es nicht mangeln. Der Großfilm vom arbeitenden Menschen in der Technik der Gegenwart wäre bald gedreht.

Durch Nacht und Nebel.

Von Christian Mond.

Aus der Zeitschrift „Die Luftreise“, Berlin.

Tag und Nacht, Sommer und Winter, in Herbstnebel und Frühjahrsstürmen, bei Regenschauer und Schneegestöber ziehen die Flugzeuge der Deutschen Lufthansa unbeirrt ihren Weg über die Länder Europas und über die weiten Wogen des Südatlantiks. Keine Straßen und Schienen kennzeichnen ihren Weg, und doch fliegen sie auf vorgeschriebenen Bahnen von einer Hauptstadt zur anderen, von Flughafen zu Flughafen. Pünktlich auf die Minute fliegen sie ab, und nur starke Gegenwinde können die Innehaltung der genau vorgeschriebenen Reisezeit verhindern.

Diesen Grad von Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit und Sicherheit im Luftverkehr, der vor wenigen Jahren noch ein unerfüllbarer Wunsch war, verdanken wir einmal der Verbesserung des Fluggerätes, zum anderen der planmäßigen und sorgfältigsten Schulung der Besatzungen und des Bodenpersonals und nicht zuletzt den Fortschritten der Technik auf dem Gebiete des Blindfluges.

Der Fluggast, der sich als Laie unbeschwert von allen technischen Kenntnissen dem großen Metallvogel und seiner dreiköpfigen Besatzung anvertraut, der das Fliegen als einzigartiges und immer schönes Erlebnis betrachtet, wird sich kaum über die Fülle der Aufgaben Gedanken machen, die von dem Flugzeugführer und seinen Kameraden, dem Bordfunker und dem Flugmaschinisten, während der Minuten und Stunden zwischen Abflug und Landung im oft viele hundert Kilometer entfernten Flughafen zu lösen sind.

In der Geschichte der deutschen Handelsluftfahrt finden wir bereits 1926, also im ersten Jahre des Bestehens der Deutschen Lufthansa, die Durchführung eines Nachtstreckenverkehrs für Fluggäste. Das war auf der Strecke Berlin-Königsberg. Dadurch wurde ermöglicht, in durchgehendem Tagesfluge die Strecke von Berlin nach Moskau zurückzulegen. Diese Nachtflüge wurden mittels Erdsicht durchgeführt, indem der Flugzeugführer sich nach den in Abständen von etwa acht bis fünfzehn Kilometer errichteten Leuchtleuchten der Streckenbefeuerung richtete. Selbstverständlich war hier günstiges Wetter Voraussetzung.

Erst nach und nach entwickelte sich der sogenannte Blindflug, das Fliegen ohne Erdsicht. Wohl hatten viele Flieger schon manchen unfreiwilligen Blindflug hinter sich, aber das planmäßige Durchfliegen von Wolkenschichten erforderte neue Instrumente und neues Können vom Flugzeugführer. Im Schiffsverkehr hatte die Fliegerei ein gewisses Vorbild. Dort muß man ja tage- und wochenlang nur nach Instrumenten steuern. Beim Fliegen aber kommt eine Schwierigkeit hinzu: das Flugzeug stets in der richtigen Fluglage zu halten.

War es erst der Gyrorektor, so trat wenig später der Wendezüger als wichtiges Gerät für die Blindfliegerei an seine Stelle. Mit Hilfe dieses Gerätes konnte man die gewollte Fluglage einhalten oder sinngemäß ändern, ohne den Flug zu gefährden. Dazu übernahm man aus der Schifffahrt die Suntpfeilung, die es ermöglicht, jederzeit den Standort eines Flugzeuges über Grund festzustellen und die Ausflugrichtung zu dem gewünschten Flughafen zu ermitteln.

Selbstverständlich bedurfte es einer gewissen Zeit, bis sich die Flugzeugführer an diese neue Art des Fliegens — nur durch einseitige Benutzung der Instrumente — gewöhnten. Es war schon ein großer Erfolg, als nach dem ersten Blindflugkursus der Deutschen Lufthansa im Winter 1929/30

Die deutsche Energiewirtschaft.



Energiewirtschaft und Vierjahresplan.

Die mächtigen Kohlenlagerstätten ermöglichen es der deutschen Energiewirtschaft, die Kraftserzeugung beinahe unabhängig vom Auslande sicherzustellen. Die Kohle wird dabei zu einem hohen Prozentsatz vor dem endgültigen Verbrauch umgeformt und veredelt und gelangt als Briquets, Koks, elektrischer Strom und Gas zur Verwendung. Das bei der Koks-erzeugung anfallende wertvolle Benzol, von dem 1935 mehr als 300 000 Tonnen gewonnen wurden, ist für die Treibstoffwirtschaft von höchster Bedeutung. Während 1935 die Energieversorgung aus Kohle, Holz und Wasserkraft aus eigener Erzeugung gedeckt werden konnte, mußte das notwendige Mineralöl zum größten Teile aus dem Auslande bezogen werden. Immerhin erfuhr die Treibstoffbilanz infolgedessen eine Änderung, als unter Einbeziehung von Benzol, Kohlebenzin und Kraftispirit 55 Prozent aller Kraftstoffe aus dem Inlande stammten und nur 45 Prozent eingeführt werden mußten. An dieser Stelle wird nun der neu auf dem Reichsparteitag 1936 verkündete Vierjahresplan eingreifen, der vor allem durch Steigerung der Herstellung von Kunstbenzin auch die deutsche Treibstoffwirtschaft vom Auslande unabhängig machen wird.

die Flugzeugführer als Schlufsaufgabe eine vollkommene Acht lediglich nach Instrumenten fliegen sowie das Flugzeug aus einer anormalen Fluglage wieder in die richtige Lage bringen konnten. In den folgenden Wintern wurden weitere Kurse durchgeführt, deren Ergebnis bereits die Zurücklegung beachtlicher Strecken im Instrumentenfluge war.

Neue Schwierigkeiten galt es zu überwinden, als die Verkehrsflugfahrt sich vor die Notwendigkeit gestellt sah, nicht nur Streckenflüge, sondern auch Landungen bei ungenügender Sicht durchzuführen. Dafür wurde im Jahre 1931 das sogenannte ZZ-Verfahren eingeführt, mit dem kurz darauf sämtliche Flugzeugführer, -funker und auch Flugleiter der Luft-hansa in besonderen Kursen vertraut gemacht wurden.

„ZZ“ sind die von der Bodenfunkstation des Flughafens an das Flugzeug durchgegebenen Morsezeichen, die die Aufforderung an den Flugzeugführer darstellen, nach unten durch die Wolken durchzustofien und zu landen. Dieses Verfahren, das allgemein auf den Flughäfen angewandt wurde, bevor die sogenannten „Kurzwellen-Landebaken“ vorhanden waren, erforderte eine sorgfame Zusammenarbeit zwischen Flugzeugführer, Flugzeugfunker in der Luft und dem Peilflugleiter und Bodenfunker auf dem Flughafen.

Durch die übliche Funkpeilung wird das Flugzeug beim ZZ-Verfahren an den Flughafen herangeholt, der Flugleiter gibt dann im Augenblick des Überfliegens des Flugplatzes dem Flugzeug funkentelegraphisch das Zeichen „Platz“. Das Flugzeug fliegt nun auf einem vorher festgelegten Kurs eine genau angewiesene Zeit, die mit der am Steuerknüppel angebrachten Stoppuhr kontrolliert wird, wendet um 180 Grad und kommt dann auf der als „Peilschneise“ bezeichneten Einflugzone in geringer Höhe, etwa 100 Meter, zum Flugplatz zurück. Dauernde Peilungen geben dem Flug-

zeugführer die Gewähr, daß er sich noch auf der Grundlinie der Peilschneise befindet, die bei den einzelnen Flughäfen über hindernisfreiem Vorgelände festgelegt ist. Hört nun der Peilflugleiter das Motorengeräusch des herannahenden Flugzeuges, so gibt er durch den Bodenfunker an das Flugzeug das Zeichen „M“ (Motorengeräusch), das gleichzeitig als Vorf-signal für das unmittelbar darauf folgende Zeichen „ZZ“ — durchstofien und landen — gilt.

So wird also bei verringerter Sicht und Nebel den Flugzeugen eine gefahrlose Landung ermöglicht. Um dieses Verfahren zu vereinfachen, ist man dazu übergegangen, ein dem ZZ-Verfahren angepaßtes mechanisches Landeverfahren zu entwickeln, das man in dem schon erwähnten sogenannten Bakensystem gefunden hat. Dieser ebenfalls aus der Schiffahrt übernommene Ausdruck der Bake kennzeichnet die Art der Landung in einem festgelegten Kurzwellen-Leiststrahl. Wie beim ZZ-Verfahren wird dem Flugzeug der Weg zum Flughafen gewiesen. Jetzt erhält es aber nicht mehr durch besondere Peilungen seinen genauen Kurs, um auf der Grundlinie der Einflugzone zu bleiben. Sicht- und hörbar findet es durch den Leiststrahl seinen Weg zur Landung vorgezeichnet. Genau drei Kilometer vor dem Flughafen erhält der Flugzeugführer das sogenannte Vorf-signal, das ihm sagt, unbesorgt bis auf eine Höhe von hundert Meter hinabgehen zu können, wenn er sich auf der Grundlinie der Peilschneise befindet, die er im Kopfhörer als gleichmäßigen Summertone hört. Kommt er aus dieser Richtung nach Backbord (links), hört er je nach dem Grad der Abweichung statt des Summertones leise oder stärker Punkte, geht die Abweichung nach Steuerbord (rechts), so sind es Striche. Diese hörbaren Zeichen sieht er außerdem auf einem Anzeigegerät an der Schalttafel vor sich.

Auch das Zeichen des Vorf-signals hat der Flugzeugführer bereits optisch und akustisch, also mit Augen und Ohren, aufgenommen, und zwar in Form von Funkstrichen, die die anderen Zeichen der Funkbake über-tönen und die auf einer besonderen Lampe aufleuchten. Dreihundert Meter vor der Flugplatzgrenze empfängt der Flugzeugführer das sogenannte Haupt-signal, kennlich an der schnellen Aufeinanderfolge von Punktzeichen und dem kurzen Aufleuchten der Signallampe. Jetzt heißt es: „Was wegnehmen und landen!“

Die Flieger haben es sich leicht gemacht, diese verschiedenen Zeichen auseinanderzuhalten. Weicht man in der Peilflugschneise Steuerbords ab, hört man Striche, nach backbord zu hört man Punkte. Das Vorf-signal kündigt sich durch lange Striche an, der Flieger übersetzt es mit „haft Zeit — haft Zeit“, das Haupt-signal kurz vor dem Platz aber mit Punkten . . . , das heißt „jetzt ist's so weit . . . jetzt ist's so weit!“

Beim ZZ- und Bakensverfahren hat der Flugzeugführer beim Landen im letzten Augenblick immer noch etwas Erdsicht, um die Maschine richtig ab-fangen zu können. Für den Fall, daß die Sicht tatsächlich null Meter ist — also ein so starker Nebel, wie wir ihn in Deutschland kaum kennen —, hat man neue Einrichtungen geschaffen, die dem Flugzeugführer die Flug-höhe auf Bruchteile von Metern anzeigen. So arbeiten die Techniker der deutschen Verkehrsflugfahrt weiter, um die Fliegerei restlos vom Wetter unabhängig zu gestalten.

Neben diesen Fortschritten der Blindlandung beschäftigte man sich ein-gehend mit neuen Methoden des Blindfliegens über weite Strecken. Dabei kam man zum reinen Navigationsflug. Man hat auch diesen Begriff mit vollem Bewußtsein der Schiffahrt entlehnt, die hier für die Fliegerei ein guter Lehrmeister war. Ebenso wie das Schiff im weiten Ozean unab-hängig von allen festen Punkten der Küste seinen jeweiligen Standpunkt genauestens feststellen kann, erstrebt man gleiche Möglichkeiten für die Flugzeugbesatzung, die sich mit eigenen Mitteln jederzeit im Luftmeer zurechtfinden soll, wenn sie nichts von der Erde unter sich sieht. Nicht ohne Grund verlangte man daher immer schon von den Seefliegern den Besitz des Steuermannspatents. Die weise Voraussicht dieser Maßnahme konnte sich im besonderen Maße allerdings erst auswirken, als zum Beispiel durch die planmäßige Überquerung des Südatlantiks auf der deutschen Luftpost-strecke die Flugboote nicht so günstige Funkverbindungen hatten wie auf den kurzen Strecken des innereuropäischen Streckennetzes.

Heute wird der Navigationsflug wie eine Seereise vorbereitet. Der genaue Kurs wird auf der Karte festgelegt. Dabei müssen selbstverständ-lich Windstärke und Windrichtung ebenso weitgehendst berücksichtigt werden wie Geschwindigkeit und Zeit. Aus den gegenseitigen Beziehungen

all dieser Faktoren kann entweder der geflogene Kurs verfolgt oder verbessert werden.

Es war ein mühevoller Weg, den die Verkehrsflugfahrt und ihre Pioniere zurücklegen mußten, um zu der heutigen Vollkommenheit der Fliegerei zu gelangen. Wer hätte es früher für möglich gehalten, daß die schwierigsten Wetterverhältnisse in so kurzer Zeit schon keine Hindernisse mehr bedeuten? Die Fluggäste der Deutschen Luft Hansa — von 175 000 im Jahre 1933 stieg ihre Zahl im Jahre 1936 auf 231 000, also um 41 % — wissen die erstaunlichen Fortschritte des Fliegens ohne Sicht wohl zu schätzen. Das Verkehrsflugzeug und die Verkehrsflieger sind ihre Freunde geworden.

Lob dem Frachtdampfer.

Von M. von Lüder.

Aus der „Lloyd-Zeitung“, Bremen.

Nacht in der Nordsee. — Ein harter Nordwest weht und treibt eine kurze, böse See vor sich her. Das Außenwischerfeuerschiff, das als treuer Wegweiser Bremens auf Station liegt, stampft schwer vor den langen Ankerketten. Wachsam und stetig blinkt sein helles Feuer in ewig gleicher Wiederkehr, als rufe es: „Hierher, ihr Bremer Schiffe, hierher!“

Schiffe, viele Schiffe fahren durch diese Nacht — manche gleichen durch ihre Lichterfülle einem schwimmenden Palast, es sind Passagierdampfer, groß und schnell, die die heran jagenden Seen beinahe verächtlich beiseite werfen, sie tauchen schimmernd auf und sind bald wieder verschwunden. Andere Schiffe aber sind in Dunkelheit gehüllt. Nur die beiden weißen Topplampen, die rote und grüne Seitenlampe funkeln warnend durch die Nacht. Schwer beladen pflügen sie durch die nächtliche See, kämpfen zäh und standhaft gegen die hart anlaufenden Wellen, fallen polternd in ein tiefes, schwarzes Wellental, tauchen auf mit triefenden Klüften und einem Bordeck, auf dem das Wasser wild durcheinanderläuft und brodelte. Das sind die Frachtdampfer, die standhaften, arbeitsamen Schiffe, deren Namen nur selten genannt werden.

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag kommen sie in langen Reihen aus den Mündungen der Weser und der Elbe, jeder eine Welt für sich, jeder mit einem bestimmten Ziel und alle beladen mit Gütern, deren Wert oft in die Millionen geht.

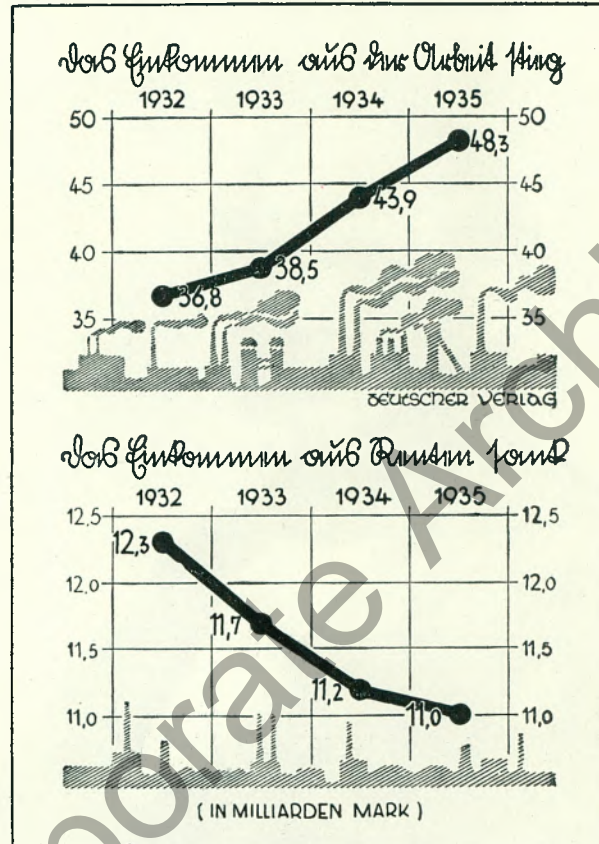
Keine Müsse, kein frohes Frauenlachen klingt auf den weiten, eisernen Decks, in den kleinen einfachen Wohnräumen — alles ist schlicht, sachlich und seemännisch. Auch diese Schiffe sind schön. Still ziehen sie über See, leichter Rauch wirbelt aus dem Schornstein, unaufhaltsam peitscht die Schraube durch das Wasser, sie sind das Bild des rastlosen, fleißigen und nimmermüden Wanderers der Meere.

Die Zahl der Besatzung auf diesen Schiffen ist nicht groß. Jedermann ist notwendig, fällt einer durch Krankheit aus, so müssen die Kameraden für ihn einspringen. Sie führen ein Leben, das hart, entsagungsvoll und reich an Arbeit ist. Sie verlassen die Heimat, gehen auf lange Fahrt und kehren oft erst nach sechs oder acht Monaten heim. Auf den meisten dieser Schiffe herrscht eine gute, gleichmäßige Kameradschaft. Kapitän, Offiziere und Besatzung fahren jahrelang miteinander. Sie alle haben ihre eigenen Sorgen, ihre kleinen Freuden und das ihnen zugewiesene Maß an Verantwortung. Sie fahren zusammen durch heitere Tage mit blauer See und lachendem Himmel, sie erleben gemeinsam bitterernste Nächte, in denen der Sturm heult und die Seen über die Luken donnern.

Im Bestimmungshafen angelangt, stürzen sich fremde Hafendarbeiter über das Schiff und berauben es seiner Ruhe, seiner Ordnung und Sauberkeit. Tag und Nacht rattern die Winden, ein Wald von Ladebäumen reckt sich gen Himmel. Ladung wird gelöscht, neue Ladung kommt heran — Offiziere und Besatzungen haben harte Tage und kurze Nächte, bis das Schiff endlich wieder voll beladen den letzten Auslandshafen verlassen kann. Niemals müde, ständig bereit, wird die Heimreise angetreten zur kurzen Rast im deutschen Hafen, wo neue Ladung, neue Arbeit, Heimkehr und Abschied warten.

Wenn ich in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag an meinem Schreibtisch sitze, wenn der Regen gegen die Scheiben trommelt und der Wind vom Nordwesten steht, höre ich oft einen Dampfer mit dröhnender Dampfpfeife nach dem Lotsen rufen. Dann folgen ihm meine Gedanken in die Nacht auf hoher See. Ich sehe den Wachhabenden, wie er ernst und

Mehr Arbeiter-weniger Sozialrentner!



Das Arbeitseinkommen steigt.

Das Verhältnis zwischen dem Einkommen, das auf produktive Arbeit zurückzuführen ist, und dem Renteneinkommen hat seit dem Jahre 1932 eine überaus günstige Entwicklung genommen. Während im Jahre 1932 das gesamte Renteneinkommen noch ein volles Drittel des Arbeitseinkommens ausmachte, betrug es im Jahre 1935 nur noch wenig mehr als ein Fünftel. Die Veränderung würde noch größer sein, wenn man nur die aus den öffentlichen Kassen fließenden Renten berücksichtigt würde. Die Zahlungen aus öffentlichen Kassen gingen nämlich in der gleichen Zeit von 9,1 auf 7,5 Milliarden Reichsmark zurück. Dabei sind die Leistungen der Sozialversicherung seit 1932 beträchtlich angestiegen. Diese Zunahme wird aber durch den Rückgang der Arbeitslosenunterstützung weitaus übertroffen.

sehr einsam auf der Brücke auf und ab geht, ich sehe den Rudersmann vorm Kompaß, den Ausguck, der einem dunklen Schemen gleich auf der Back steht und in die Nacht starrt. Ich höre das Rauschen der See und die nächtlichen Geräusche eines Schiffes, das, umhoben von den ersten Gedanken der Besatzung, die erst vor wenigen Stunden Abschied nahm, in eine regenschwere Nordseeracht hineinfährt.

Funkstille für den Schiffsarzt.

Ein kleiner Zwischenfall im Äther.

Ein „Radiodrama der Kameradschaft zur See“ spielte sich ab anlässlich eines SOS-Rufes des Hamburger Frachtdampfers „Luise Leonhard“, der auf drahtlosem Wege um ärztlichen Rat wegen eines ernststen Unfalles bat, den ein Mitglied seiner Besatzung erlitten hatte. Der Dampfer „Orana“, der in der Nähe war, konnte jedoch in dem Durcheinander der drahtlosen Sendungen keine Verbindung herstellen. Ein Funker auf einem französischen Schiff hörte den „Zwischenfall“ und gab die Meldung an eine in der Nähe befindliche große Sendestation weiter, die mit ihrer großen Kilowattstärke nunmehr um ein kurzes Schweigen bat. Einige Minuten darauf sandte die Station den Ruf „Alles klar!“, und die „Luise Leonhard“ konnte die Rat schläge des Schiffsarztes auf der „Orana“ entgegennehmen.

Henry Bessemer.

Zur Wiederkehr seines Todestages am 15. März 1898.



Henry Bessemer.
Zeitgenössisches Lichtbild.

Archiv: Dickmann.

Das 18. Jahrhundert hat dem Eisenhüttenwesen die Sorge um den Brennstoff insofern genommen, als einmal bei der Roheisenerzeugung und zum andern bei der Stahlerzeugung an Stelle der bisher verwandten Holzkohle die Steinkohle bzw. der Koks trat. Dadurch war das Eisenhüttenwesen aus dem Zustand der handwerklichen und gewerblichen Enge heraus zur Industrie geworden. Wenn auch die Leistungen der mit Steinkohle betriebenen Puddelöfen, in denen die Stahlerzeugung vor sich ging, im einzelnen nicht groß waren, so versuchte man diesem Übelstande dadurch abzuhelfen, daß man viele derartige Öfen nebeneinanderstellte, um auf diese Weise den Bedarf an Stahl zu decken, den vor allen Dingen das aufblühende Eisenbahnwesen erforderte.

Flüssigen Stahl hatte bereits im Jahre 1740 Benjamin Huntsman hergestellt, indem er Zementstahl einschmolz (Liegel- oder Gußstahl). Das Erzeugnis war aber für den Großverbrauch zu teuer. Da kam im Jahre 1855 wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht, daß es einem bisher auf metallurgischem Gebiete unbekanntem Engländer gelungen sei, durch einfaches Hindurchblasen von Luft durch flüssiges Roheisen Stahl zu erzeugen. Dieser Mann war Henry Bessemer.

Am 19. Januar 1813 als Sohn eines Schriftgießers in Charlton geboren, besuchte Henry Bessemer die Volksschule und trat dann in die Werkstatt seines Vaters ein. Als er 17 Jahre alt war, verlegte sein Vater die Schriftgießerei nach London; nun begann sich bei Henry der Erfindergeist zu regen. Seine ersten Erfolge erzielte er durch eine Stempelmarkenpresse, durch die er der Markenfälschung ein Ende machte. Bessemer veräußerte es aber, ein Patent auf diese Erfindung zu nehmen, und so wurde er um den geldlichen Erfolg dieser Erfindung gebracht. Eines Tages trat ein Samtfabrikant an ihn heran, der ihn veranlaßte, heizbare Samtpresswalzen herzustellen. Nachdem ihm diese Aufgabe gelungen war, führte er eine Zeitlang das Pressen von Samt gegen Bezahlung selbst aus und hatte wenigstens in etwa einen Ertrag aus seiner Erfindung. Am besten aber

schlug für Bessemer die Herstellung echter Bronzefarben ein. Es gelang ihm, die Vorgänge beim Zerkleinern und Mahlen des Metalles derartig zu vereinfachen, daß er in den ersten Jahren 1000 Pfund Sterling (20 000 Mark) aus dieser Erfindung ziehen konnte. Hierdurch kam er zu einem gewissen Wohlstand, und seine Mittel erlaubten es ihm nun, sich auf weiteren Gebieten erfinderisch zu betätigen.

Auf die Stahlfabrikation wurde er durch den Krimkrieg im Jahre 1854 gelenkt. Bessemer hatte ein Geschütz erfunden, dessen Geschosse durch den tangentialen Austritt der Pulvergase in drehende Bewegung versetzt werden sollten. Während die englische Regierung sich dieser Erfindung gegenüber ablehnend verhielt, interessierte sich der französische Kaiser Napoleon III. sehr dafür. Der Erfolg hing aber in erster Linie vom Werkstoff des Geschützes ab. Gußeisen war nicht fest genug, und Liegelstahl zu teuer. Dieser Zwang führte Bessemer nun zu jenen Versuchen, aus denen seine segensreiche Erfindung hervorging. Zuerst versuchte er, Gußeisen durch Stahlzusätze im Flammofen zu verbessern. Dann wollte er im Flammofen Stahl erzeugen und brachte zu diesem Zweck Winddüsen unter der Feuerbrücke an. Bei diesen Versuchen beobachtete er nun, wie Roheisenstücke, die längere Zeit der oxydierenden Wirkung des Windes ausgesetzt waren, sich ohne weiteres in Stahl verwandelten. Dadurch wurde Bessemer angetrieben, zu untersuchen, ob es nicht möglich wäre, Roheisen im flüssigen Zustand durch bloßes Einleiten von Luft in Stahl überzuführen. Ein Versuch, den er in einem kleinen Lontiegel ausführte, bestätigte seine Annahme. Der Liegel enthielt, nachdem Bessemer durch ein Lontrohr längere Zeit Wind in das Bad eingeleitet hatte, Stahl, der sich schmieden ließ. Schon dieser unvollkommene Versuch zeigte, daß das Bad beim Blasen nicht kälter, sondern wärmer wurde, und zwar so warm, daß es flüssig blieb, obgleich der Schmelzpunkt des Stahles höher liegt als der des Roheisens. Nun nahm Bessemer eine Anzahl Patente, in denen er seine Verfahren schützte.

Am 16. August 1856 hielt er in Cheltenham vor der Jahresversammlung der British Association for the Advancement of Science einen Vortrag, der ungeheures Aufsehen erregte. Fünf englische Hüttenwerke schlossen mit Bessemer sofort Lizenzverträge ab, die ihm die Summe von rund einer halben Million Mark einbrachten. Aber die große Enttäuschung kam, als die Werke an die Ausführung gingen. Die Mißerfolge waren auf die Benutzung phosphorhaltigen Roheisens zurückzuführen. Erst als man in dem Phosphor den Feind des Bessemerverfahrens erkannt hatte, führten die Versuche zum Ziel. Dem Schweden Öhrnström gelang es im Jahre 1858 zum ersten Male, aus phosphorfreiem Dannemora-Roheisen guten Stahl zu erblasen, und von diesem Zeitpunkte an datiert die erfolgreiche Herstellung des Bessemerstahles. Bessemer erbaute trotz der vielen Gegner, die seine Mißerfolge auf den Plan gerufen hatten, in Sheffield ein eigenes Stahlwerk. Als er im Frühjahr 1859 in London zwei Vorträge hielt, in denen er die Gründe für seine Mißerfolge darlegte, aber auch die Fortschritte aufzeigte, hatte er gestiegt. Durch diese Erfindung wurde Bessemer zum Begründer des Flußstahlzeitalters; der Massenerzeugung an Stahl waren nun die Wege geebnet.

In Deutschland wurde das Bessemerverfahren im Jahre 1862 in der Osterwoche zum erstenmal von Alfred Krupp zur Anwendung gebracht. Im nächsten Jahre führte es der Hoerder Verein ein, und zwar wurde die dortige Anlage von einem Beauftragten Bessemers, Richard Pinck, erbaut, der dann den Betrieb des Hoerder Stahlwerks übernahm und im Jahre 1879 neben Joseph Massenez maßgebend an der Einführung des Thomasverfahrens beteiligt war. Durch den hohen Phosphorgehalt der deutschen Eisenerze war nämlich dem Bessemerverfahren nur eine beschränkte Anwendungsmöglichkeit gegeben, und erst das Thomasverfahren, das den Phosphor bei der Umwandlung des Roheisens in Stahl beseitigte, konnte in Deutschland im größten Ausmaße zur Anwendung gelangen.

Bessemer verdiente durch sein Verfahren viel Geld, von dem er einen Teil zur Ausarbeitung weiterer Erfindungen benutzte. 1879 erhob ihn die Königin Viktoria in den Adelsstand. Am 15. März 1898 starb Bessemer im 86. Lebensjahre.

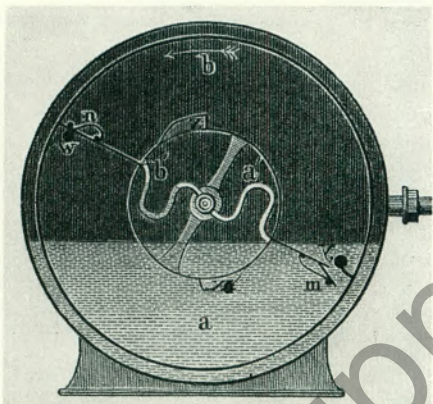


Die Vorgängerin der Technischen Hochschule in Berlin, die „Allgemeine Bauerschule“.

Nach einer zeitgenössischen Zeichnung von Biermann in der „Chronik der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin“, 1829.

17. 3. 1879 wurde die Berliner Bauakademie mit der Gewerbeschule zur Technischen Hochschule Charlottenburg vereinigt. Die Bauakademie war im Jahre 1799 als Bauerschule gegründet und im Jahre 1809 mit der Akademie der Künste verbunden worden, wogegen die Gewerbeschule auf Beuths Betreiben im Jahre 1821 mit dem Unterricht beginnen konnte. Zunächst als Technische Schule gedacht mit zwei Klassen, in denen Mathematik, Physik und Chemie sowie Zeichnen gelehrt wurde, entwickelte sie sich zum Gewerbeinstitut und seit 1866 zur Gewerbeschule, an deren Spitze Nottebohm- und später Reuleaux standen. Bei der Vereinigung der beiden Anstalten erhielt die so entstandene Technische Hochschule eine Rektoratsverfassung. Sie weist heute für fast alle Gebiete der Technik Lehrstühle sowie gut eingerichtete Institute und Laboratorien auf und ist wohl als die größte deutsche Technische Hochschule anzusprechen.

Technische Gedenktage.



Nasser Gasmesser von C. Elegg.

Nach N. S. Schilling: Handbuch zur Steinkohlengasbeleuchtung, München 1879.

2. 3. 1781 wurde in Manchester Samuel Elegg geboren. Durch seine Arbeitgeber Boulton & Watt und besonders durch deren Mitarbeiter Murdoch auf die Gasbeleuchtung hingewiesen, widmete er sich dieser damals neuen Beleuchtungsart nach seinem Ausscheiden aus der Maschinenfabrik von Boulton & Watt gänzlich. 1808 erfand er die chemische Reinigung des Leuchtgases mit Kalkmilch. 1813 baute er die erste nasse Gasuhr mit rotierender Trommel. Daneben liefen noch eine Reihe Bauten von Gasanstalten, die er in immer größerer Vollkommenheit anlegte und ausbaute. Silvester 1813 konnte er die Westminsterbrücke und im Frühling 1814 einen Stadtteil Londons durch Gas erleuchten.
6. 3. 1787 wurde Joseph von Fraunhofer geboren. Er erlernte das Handwerk seines Vaters und wurde Glaser. Durch einen Unglücksfall, der ihn mehrere Stunden unter den Trümmern eines eingestürzten



Denkmünze

zum Gedächtnis an Reichenbach und Fraunhofer.

Nach Walther von Dyck: Georg von Reichenbach, München 1912.

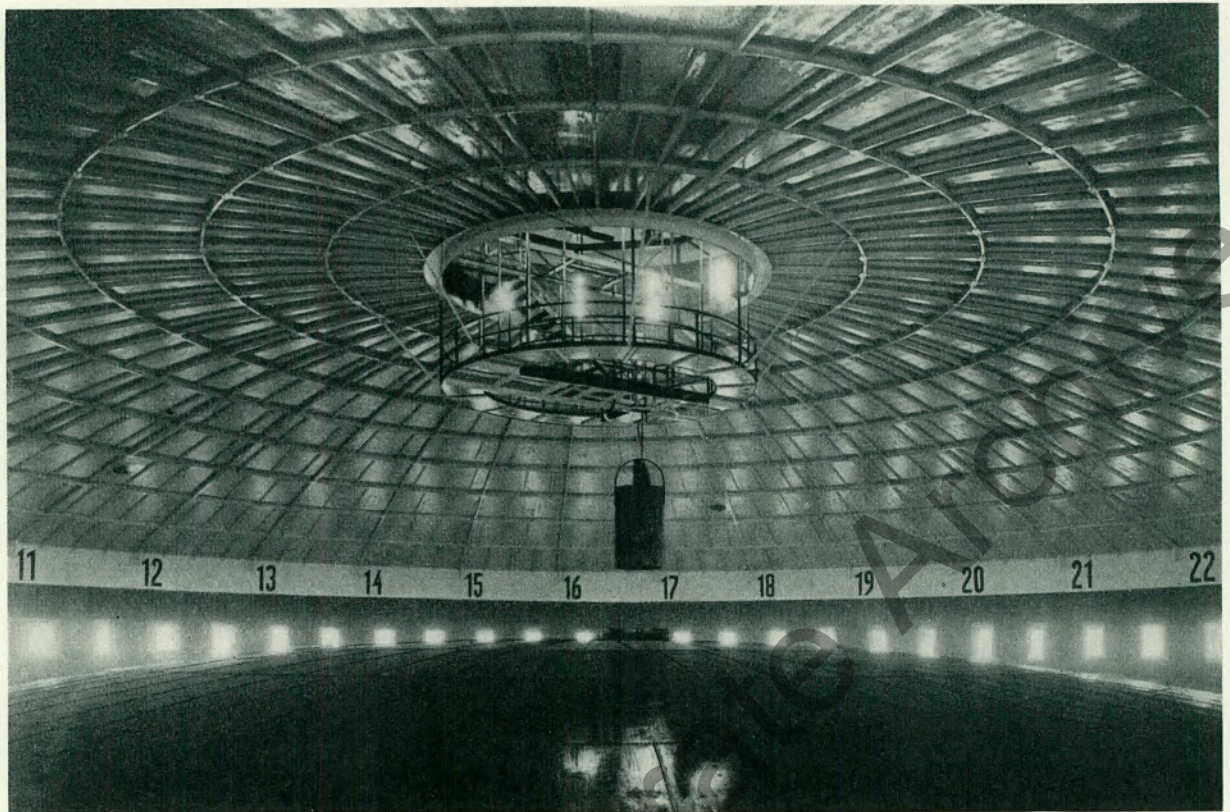
Hauses festhielt, wurden der Kurfürst von Bayern und der große Staatswirt Joseph von Utschneider auf ihn aufmerksam. Mit Unterstützung Utschniders konnte Fraunhofer seine Schulbildung verbessern. 1804 trat er bei Georg von Reichenbach ein, der ihn einige Jahre später mit der Leitung der optischen Abteilung betraute. Hier erfand Fraunhofer eine Poliermaschine, mit der er die Flächen der Objektiv auf das genaueste herrichten konnte. Nachdem er auch die Glaschmelze übernommen hatte, gelang es ihm nach langen Versuchen, ein homogenes Glas zu finden. Um eine sichere Basis für seine Objektive zu gewinnen, untersuchte er die Brechungsponenten der verschiedensten Gläser und gelangte dabei zur Entdeckung der dunklen Linien im Sonnenspektrum (Fraunhofersche Linien), die für die praktische Optik eine hohe Bedeutung erlangten. 1823 wurde der ehemalige Glaserlehrling zum Mitglied der Bayerischen Akademie erwählt und im nächsten Jahre vom König in den erblichen Adelsstand erhoben. Durch den Unfall war seine Gesundheit schwach geblieben, und er erreichte nur ein Alter von 39 Jahren.

Das Leben eines großen Mannes ist ein Evangelium der Freiheit, welches allen Menschen gepredigt wird und wodurch wir unter so vielen ungläubigen Seelen erfahren, daß hoher Sinn noch nicht unmöglich geworden ist; worin wir eine Mahnung finden, festzuhalten an dem, was der wichtigste Glaube ist, am Glauben an uns selbst.

Carlyle.

Aus dem Reich der Technik.

Von Hermann Ulbrich-Hannibal.



Was ist das?

Lichtbild: Hager.

(©) (Beleuchtungs- und Vergrößerungs-Apparate) (Mittlerer Teil) (Vergrößerungs-Apparate) (Beleuchtungs- und Vergrößerungs-Apparate) (Mittlerer Teil) (Vergrößerungs-Apparate)

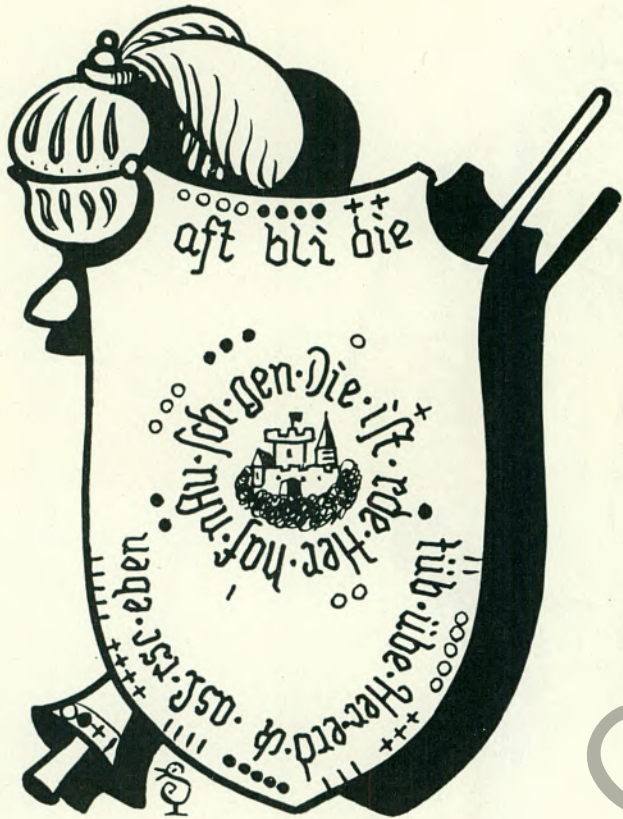
Wissen Sie,

daß Harburg der erste Ölmarkt der Welt ist, und daß dort mehr Leinöl hergestellt wird als in allen anderen Ölfabriken Deutschlands zusammen?
 daß die Nordschleuse in Bremerhaven mit einem Inhalt von 325000 cbm die größte Schleuse der Welt ist?
 daß im Jahre 1549 zum ersten Male der Plan der Verbindung der Oder mit der Spree durch einen Kanal angeregt wurde?
 daß im Jahre 1842 die größte Tragfähigkeit der schlesischen Oderschiffe nur 1500 Zentner betrug, während sie im Jahre 1887 nach der Regulierung der Oder schon auf 8000 Zentner gestiegen war?
 daß der Strafgefangene Kammerer im Jahre 1833 auf dem Hohenasperg während einer sechsmonatigen Haft das Streichholz erfand, und daß seine Erfindung zuerst in Deutschland wegen Feuergefährlichkeit verboten wurde?
 daß in Schwenningen, der bedeutendsten Schwarzwälder-Uhren-Industriestadt, jährlich ungefähr zehn Millionen Uhren hergestellt werden?
 daß Laupheim der Sitz der bedeutendsten Holzwerkzeugfabrikation Deutschlands und des größten Haarverarbeitungsindustriebetriebes des europäischen Festlandes ist?
 daß sich die älteste in Europa bekannte astronomische Uhr im Chorungang der Nikolaitirche in Stralsund befindet, und daß eine Inschrift verrät, daß sie im Jahre 1394 von dem Meister Nikolaus Lilienfeld hergestellt wurde?
 daß in Palmnicken an der samländischen Küste das einzige Bernsteinwerk der Welt besteht?
 daß im Jahre 1818 der erste Dampfer den Atlantischen Ozean überquerte?
 daß die Stadt Krefeld mit ihrer berühmten Samt- und Seidenindustrie 13 100 Webstühle in Gang hält?
 daß das kölnische Wasser — ein aus ätherischen Ölen mit Spiritus hergestelltes wohlriechendes Wasser — von dem Italiener Johann Maria Farina im Jahre 1709 erfunden wurde?
 daß die Heizflächen des Leunawerkes so groß wie ein Bauerngut sind, und daß 300 km Eisenbahngleis diese große Chemiestadt in Mitteldeutschland durchziehen?

daß Rathenow wegen seiner Brillenfabrikation das „Auge Deutschlands“ genannt wird, und daß dort zwei Drittel aller Einwohner durch die optische Industrie ernährt werden?
 daß in Bad Reichenhall von den Römern die Salzsiederei schon im siebenten Jahrhundert betrieben wurde?
 daß Duisburg-Ruhrort den größten Binnenhafen der Welt mit einer Größe von 185 ha Wasserfläche und 255 ha Landfläche hat?
 daß von Leipzig jährlich für 300 Millionen Reichsmark Bücher in die Welt gefandt werden, und daß die Packpapierbogen dafür aufeinander gereiht den höchsten Berg der Erde um fast die Hälfte überragen, und die dazu gebrauchten Enden Bindfaden sich zu drei Viertel um den Äquator legen lassen würden?
 daß sich in Stettin der größte Getreidespeicher Europas befindet?
 daß das erste laufende Band in Deutschland — und zwar in einer Länge von 3 km — im Jahre 1909 von der bekannten Seiftenfirma Henckell in Bielefeld aufgestellt wurde?
 daß es auf Rügen zwanzig Kreidefabriken gibt, die jährlich ungefähr 1 500 000 Zentner Kreide herstellen?
 daß das städtische Museum in Dessau eine von Professor Junkers gestiftete Ausstellung für Flugwesen besitzt, die die Entwicklung des Kampfes um die Luft veranschaulicht?
 daß das Städtchen Feuchtwangen in Nordbayern die größte Uhrenschau der Welt besitzt?
 daß sich bei Johannegeorgenstadt im Erzgebirge der letzte noch in Deutschland erhaltene Pferdeöpel, ein Zeuge jahrhundertalter Gewerbetätigkeit, befindet, der im Jahre 1790 erbaut wurde und früher täglich ungefähr 60 t zutage förderte?
 daß der Funkturm am Kaiserdamm in Berlin mit seiner Höhe von 138 m noch um 1 m höher ist als die Cheopspyramide?
 daß im Bereiche des größten europäischen Bahnhofes in Leipzig 920 Weichen den Verkehr regeln?
 daß das Städtchen Glashütte der Hauptsitz der deutschen Präzisions-taschenuhrenfabrikation ist?
 daß im Jahre 1713 die erste Sendung Meißner Porzellan auf der Leipziger Messe erschien?

Der Nussknacker

Bildrätsel.



Raspi.

(Kasten-Spiral-Silbenrätsel.)
Gefällig geschickt.

| | | | | | | | |
|----|---|---|---|---|---|--|---|
| | | | 6 | | | | 7 |
| | | 2 | | | | | 3 |
| | 5 | E | R | K | A | | |
| 10 | | | | 4 | | | |
| | | | | | | | |
| | | | 9 | | | | 8 |

Zunächst raten Sie ein einfaches Silbenrätsel: chen - di - di - fen - film - fue - gau - ge - kaern - kaenz - kauf - lauf - loeh - nen - nung - run - sur - ten - um - um - ver - wei - zen - zen.

Aus vorstehenden 24 Silben sind 10 Wörter zu bilden. Jedem dieser Wörter sind die durch die beigelegte Zahl angegebenen 4 Buchstaben zu entnehmen. (Beispiel: 1. Kaernten. Diesem Wort sind der 2., 1., 4. und 7. Buchstabe (2147), und zwar in dieser Reihenfolge, zu entnehmen.) Die entnommenen Buchstaben sind in das spiralförmig verlaufende Band einzutragen. (Das erste Beispiel ist eingetragen.)

Nach fertiger Eintragung ergibt sich ein persisches Sprichwort, das, links oben beginnend, zeilenweise zu lesen ist.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

- | | |
|---------------------------------|--------------------------------|
| 1. Alpenland (2147) | 6. Dänische Ostseeinsel (1635) |
| 2. Grammatikalische Form (4128) | 7. Filmprüfung (2514) |
| 3. Freude (7365) | 8. Stadt am Neckar (7643) |
| 4. Getreideart (5146) | 9. Nachtvogel (2145) |
| 5. Geschäftszweig (1527) | 10. Soldatengehalt (3652) |

Lösungen aus dem Februarheft.

Zitat im Kreuzworträtsel.

a) 1 Shaw, 4 Alt, 6 Mord, 9 Deck, 10 Espe, 11 Fjer, 13 Lee, 15 Fram, 17 Krug, 18 Grat, 20 Murg, 22 Amur, 24 Utah, 26 Hel, 28 Ural, 30 Loki, 31 Ossa, 32 Seth, 34 Not, 36 Enob, 38 Meer, 39 Kiew, 41 Eire, 43 Kate, 45 Irak, 47 Ara, 49 Gans, 51 Raab, 52 Leer, 53 Dame, 54 Eta, 55 Nase; b) 1 Eri, 2 Aber,

3 und 6: Wer um Hohes kaempft, muß wagen, 4 Alt, 5 Leer, 7 Der, 8 Damm, 12 Skat, 14 Egge, 16 Astra, 19 Puls, 21 Rhin, 23 Uran, 25 Alte, 27 Loti, 29 Labe, 33 Emir, 35 Oker, 37 Ofen, 40 Bild, 42 Rabe, 44 Lara, 46 Arm, 48 Ma, 50 See.

Rätsel.

Rätsel.

Reimrätsel.

Ein Haus ohne Frau ist eine Wiese ohne Tau.

Hat Wilhelm Busch recht?

Wer durch des Argwohns Brille schaut,
Sieht Raupen selbst im Sauerkraut.

Etworträtsel.

Edda. Belt. Nerg. Wien. Wind. Ute. eng. Weste. Man. Gut.
Jnn. Lid. Zech. Gnu.

Wenn man zugleich zwei Dinge tut,
Dann werden selten beide gut.

Rösselsprung.

| | | | | | | | | | |
|------|-----|-------|------|-------|-------|-----|-------|--------|--------|
| | | | | ma | ber | | | | |
| | | | le | stets | mal | ren | | | |
| | ben | auf | nie | spü | im | ung | dein | und | |
| dein | daß | du | dem | ein | acht | wär | be | täusch | freund |
| de | laß | wird | delu | ge | ren | ent | bohs | du | der |
| | han | freun | an | zwei | ihn | sie | er | nur | |
| | | zu | ben | lie | wirft | arn | wirft | | |
| | | | | feln | | | ber | | |

Doppelworträtsel.

Laboratorium, Kleid, Harmonie, Festaktus, Steiger, Lotterie, Belastung, Auferstehung, Standesamt.

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein kleineres Wort versteckt. Die Anfangsbuchstaben dieser kleineren Wörter nennen, im Zusammenhang gelesen, ein schädliches Insekt. W. J.

Die Botenflieherkrone

enthaltend die lustigen im vergangenen Monat
erschienenen Spottwörter



Der
Apothekerschnaps.
Radierung
von
Otto Quante.

„Na, wie war es denn bei der Prüfung?“
„Gut, Vater, nur der Lehrer war schrecklich fromm.“
„Wieso fromm?“
„Er sagte auf alle meine Antworten: Du lieber Gott!“ (Woche.)

Unteroffizier beim Unterricht: „Weshalb soll sich ein ordentlicher Soldat nicht auf Glücksspiele einlassen?“
„Damit er mehr Glück in der Liebe hat!“ (Berliner Illustrierte.)

Als ich neulich eingeladen war, musterte mich der kleine Sohn des Hauses von allen Seiten, zuckte die Achseln und sagte: „Ich weiß nicht — ich finde ihn ganz nett!“ (Berliner Illustrierte.)

Ein Franzose sitzt in Berlin in einem Café. Er kann noch nicht gut Deutsch sprechen und trägt immer ein Taschewörterbuch bei sich. Er will zahlen.

„Nom de Dieu, wie sagen die Deutschen doch für den Garçon?“
Das Wörterbuch wird gezückt. Dann ertönt es laut durch den Raum:
„Jüngling! ... Knabe! ... Unmündiger junger Mann! ... Hage-
stolz! ... Ich wünsche zu zahlen!“ (Koralle.)

„Warum haben Segelboote eigentlich immer Frauennamen?“
Bootsmann: „Ja, wissen Sie denn nicht, wie schwer solcher Kahn zu lenken ist?“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

„Denken Sie nur, Herr Kollege! Ich habe etwas sehr Interessantes gelesen. Nämlich — daß es Menschen gibt, die nachts mit nur drei Stunden Schlaf auskommen!“

„So einen Menschen habe ich zu Hause“, seufzt der Kollege, „er ist gestern vier Monate alt geworden.“ (Koralle.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Für die Schriftleitung verantwortlich: W. Debus, Düsseldorf.
Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67. —
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingefandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.